Russ. 270 u

<36602217400017

<36602217400017

Bayer. Staatsbibliothek

Unterhaltende und geheime

Russ. 270 u

Anekdoten

vom russischen Hofe.

Auszugsweise

aus dem Französischen übersezt.

Lübeck,

bei Christian Gottfried Donatius.

1793.

Td/69/195

B

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Seit einigen Jahren sind verschiedene russische Anekdoten, Anekdoten von Peter dem großen, von Lefort u. s. w. erschienen. Die von Peter dem großen, Leipzig 1785, von Jakob Stählin haben das mehrste Aufsehen erregt. Der Verfasser des gegenwärtigen Zustandes von Rusland urtheilet darüber also: „Der Herr Etatsrath Stählin ist ein lebendiges historisches Lexikon in mancherlei Wissenschaften. Es scheint aber, als wenn sein vorzüglichster Zwek ist, Devisen und Inschriften auf Münzen, bei Feuerwerken und Feierlichkeiten zu liefern: er besizt mehr Fähigkeit des Geistes, als Gründlichkeit im Urtheil“.

Eben dieser Verfasser räth jene Anekdoten mit Mistrauen zu lesen, weil die Wahrheit in denselben oft hintange-

Bayerische Staatsbibliothek München

sezt ist. Dieses Urtheil über Herrn Stählin kann vielleicht, ohne daß man zu strenge verfährt, ich will nicht sagen auf alle, doch auf die mehrsten Verfasser russischer Anekdoten angewendet werden. Man wird mir nicht, wegen einiger bekannten Thatsachen, die in meinem Werke, so wie in den ihrigen sich finden, und in so vielen andern, die unsere Vorgänger waren, anzutreffen sind, des Plagiats beschuldigen. Es ist schon lange, daß ich diese Sammlung von Anekdoten vollendet habe. Eine Menge von Umständen, die mich persönlich betreffen, andere, welche in der Revolution * gegründet sind, haben mich gehindert, sie eher herauszugeben. Ich habe also das Recht der Erstgeburt eingebüßt. Doch gleichviel, ich habe das meinige thun müssen und nicht umhin können, das zu wie-

* Welcher? derjenigen, die Peter III. Thron und Leben kostete, oder der Revolution par excellence der französischen. A. d. U.

wiederholen, was schon einmal gesagt war; sonst hätte ich ein unvollkommenes Werk geliefert. Aber das wage ich zu behaupten: ich habe aus der besten Quelle geschöpft, ich war am besten im Stande, den Fallstrikken auszuweichen, welche die Staatsmänner der Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkcit der Schriftsteller gewöhnlich legen.

Ich habe mich nicht wie meine Mitbuhler auf die Regierung Peter I. eingeschränkt, sondern das Interessanteste aus den vorhergehenden und nachfolgenden Regierungen mitgenommen.

Ausser den Anekdoten habe ich auch noch Gebräuche und manches aus der Naturgeschichte gesammlet.

Die Gebräuche habe ich während meines dreizehnjährigen Aufenthalts in Rusland beobachtet. Von verschiedenen Anekdoten bin ich Zeuge gewesen; die mehresten verdanke ich theils der Be-

lesenheit, die ich mir aus Memoiren, Briefwechseln und kostbaren Handschriften, welche nicht bestimmt sind öffentlich zu erscheinen, erworben habe; theils den Verbindungen mit denjenigen Leuten, die sich sowohl am Hofe, als zu Moskau, dem gewöhnlichen Aufenthalte der mit dem Hofe Misvergnügten, durch Verdienst, Aemter und Geburt auszeichneten. Unter vielen andern kann ich den Feldmarschall Grafen Münnich, den geheimen Rath Grafen Lestocq, den Fürsten Tscherbatoff, den Fürsten Trubetzkoi und den Kammerhern Rscheffsky nennen, wovon jene erstere bald Unterdrükker, bald die Opfer in den großen Ereignissen und blutigen Katastrophen, wodurch die häufigen Revolutionen in Rusland sich auszeichnen, waren.

Die naturhistorischen Nachrichten sind mir von verschiedenen Mitgliedern

der Akademie der Wissenschaften und andern Gelehrten, mit denen ich in Verbindung stand, mitgetheilt. Ich führe hier nur den Professor Fischer an, welcher lange Reisen in das Innere von Rusland unternommen hat. Ganz dem Zwekke seiner Sendung gewidmet, hatte er für sein Theil eine ausgebreitete Kenntnis der natürlichen Merkwürdigkeiten mitgebracht, statt daß Müller, einer seiner Mitarbeiter, die russischen Bauern auf die Jagd von Zobeln und blauen Füchsen schlepte. Dieses Betragen machte die andern Akademiker, welche ihn begleiteten, sehr unwillig, und vorzüglich Steller, der seine Verachtung gegen diesen Menschen gar nicht geheim hielt. Müller, der ihn fürchtete, eilte ihn zu stürzen, ehe er nach Petersburg zurük käme *. Fischer, der eben so

 frei-

* Eben diesen Müler habe ich durch die schändlichsten Pasquinaden vor der versammleten Akademie seine Freu-

freimüthig war, mußte eine schwere Verfolgung erdulden von dem akademischen Jäger, der Einflus genug hatte, den Druk der Geschichte von Sibirien, wovon endlich nur die Einleitung erschienen ist, zu verhindern. Der Tod nahm ihn bei der Fortsetzung dieses Werks weg. Dank sei dem Direktor der Akademie, Grafen Vladimir Orloff, der neulich die Herausgabe dieses schäzungswürdigen Produkts befahl.

Das sind die Ansprüche auf Glaubwürdigkeit, die ich meinen Lesern darlege.

Freude in dem Augenblikke, als man den Kaiser Peter III. entthronte, bezeugen gesehn. Sechs Monate vorher hatte er diesem unglüklichen Fürsten, der dem ruchlosesten Komplot unterlag, den Eid der Treue geschworen. Als ein allezeit Unterthäniger und Schmeichler derer, die am Ruder saßen, wurde er mit Geschenken und Titeln überhäuft, während Fischer und die andern Gelehrten, denen das niederträchtige Handwerk eines Höflings unbekannt war, vergessen wurden.

Vorbericht des Uebersetzers.

Der Titel des ganzen Werks, welches hier im Auszuge geliefert wird, heißt: Anecdotes interessantes & secretes de la cour de Russie, tirèes des Archives; avec quelques Anecdotes particulieres aux differens peuples de cet empire. Publièes par un Voyageur qui a sejournè treize ans en Russie. Six Voll. A Londres & à Paris. 1792- 8.

Der Verfasser ist mir nicht mit Zuverlässigkeit bekannt. Ich vermuthe aber, daß sie von Herrn Scherer, von dem wir eine in französischer Sprache geschriebene Geschichte des russischen Handels haben, herausgegeben sind.

Unterhaltend sind die Anekdoten, wenn gleich nicht alle geheim. Für die Wahrheit mancher muß der Verfasser stehen.

Die bekannteren Anekdoten habe ich weggelassen und einigen Zusammenhang in dieselben

Geheimnisse, oder Fehler und Mängel des Staats, der Regenten oder Bedienten desselben betraf, hielt er sorgfältig zurük, und es war auf keinerlei Weise von ihm zu erlangen". Durch eine so kluge Verschwiegenheit kommt man freilich eher zu Geschenken und Titel, als durch Freimüthigkeit und Offenherzigkeit. Gegen eine solche Freimüthigkeit aber giebt es kein anderes Mittel, als eine für die Regierungen so wohlthätige Censur, oder wenn die nicht helfen will, eine weise Unterdrükkung der Preßfreiheit, wodurch die Unterdrükker freilich etwas beruhigt, aber weder gerechtfertigt noch gebessert werden.

Geschrieben im März 1793.

Interessante und geheime Anekdoten vom Rußischen Hofe, aus den Archiven gezogen.

In Rußland ist der Gebrauch die Schiffe zu kaufen und ihnen Namen von Heiligen zu geben, wenn sie vom Stapel laufen. Unter der Regierung Peter des dritten liefen zwei ab, wovon er das eine Prinz George und das andere Friederich nannte, nach seinem Oheim und dem Könige von Preussen. Als Peter hernach gefangen saß, wärmte man diesen Vorfall wieder auf und machte daraus einen Hauptpunkt seiner Anklage. Man behauptete, er habe die Heiligen entehrt, indem er den Schiffen Namen von bloßen Sterblichen gegeben; ein Verbrechen, welches Rusland eine Sündfluth von Unglück hätte zuziehen können. Die Schiffe mußten auch wieder umgetauft werden

Alle alten Kalifen hatten ein Handwerk gelernt, womit sie sich im Fall, daß das Schicksal sie in die Nothwendigkeit versezte, ihr Brod mit ihren Händen verdienen, halfen. Am Hofe zu Konstantinopel soll, wie ich höre, diese Vorsicht noch im Gebrauch sein. Ich wage es nicht, zu behaupten, daß Peter I die Vorsicht so weit trieb. Vielleicht hat man es nur seiner Begierde nach Kenntnissen aller Art zuzuschrei-

ben, daß er bei verschiedenen Handwerkern nach und nach oder auch zu einer und derselben Zeit sich in die Lehre gab. Dem sei nun wie ihm wolle, in dem Kunstkabinet zu Petersburg findet man die Bildsäule dieses Fürsten in Wachs in Lebensgrösse, (die lange vor seinem Tode muß verfertigt sein, wenn ich nach dem jugendlichen Ansehen urtheilen soll, oder man hat sie auch vielleicht nach dem Brande, die das Gebäude zerstörte und sie zerschmolz, wieder hergestelt) in demselben Kleide, welches die Kaiserin seine Gemahlin eigenhändig gestikt hatte, und worin er nur an dem Krönungstage * derselben erschienen war. Aus der Hosentasche kukt ein Schusterahl hervor, denn er glaubte ein vorzüglich guter Schuster zu sein. Zu Katharinenthal, einem Lustschlosse unweit Reval, sieht man noch in dem für ihn bereiteten Zimmer Pantoffeln, und in den Saal der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg Schuhe, die er selbst verfertigt hatte.

Obgleich die ganze Regierung dieses Fürsten fast ein beständiger Krieg war, und obgleich er die Grenzen seines Reichs sehr erweitert hat; so thäte man ihm doch sehr Unrecht, ihn für eroberungssüchtig zu halten. Im Gegentheil, er war sehr überzeugt, daß Eroberungen nur dazu dienen, die Besatzung zu entfernen, die Umfangslinie zu erweitern und die innere Kraft

* Bei dieser Gelegenheit zog er seine ziemlich schmuzige Uniform wieder an und sezte seinen Huth wieder auf, der in der Schlacht bei Pultawa von einer Kugel durchlöchert war.

Kraft des Staats zu schwächen. Bei seinem Aufenthalte in Persien machte der Prinz Kantemir, sein Dolmetscher und Uebersetzer seiner Manifeste in die persische Sprache, ihm über seine neuen Eroberungen Komplimente und sagte unter andern: zu seinen zahlreichen Titeln würde er auch bald den eines Schach von Persien setzen. Wahrlich, versezte der Czaar, ihr verkennet meine Absichten sehr und sehet meinen Vortheil schlecht ein. Meine Absicht ist gar nicht neue Länder zu erobern; ich besitze vielleicht schon zuviel: ich suche nur Wasser.

Beim Anfange des schwedischen Krieges schrieb ihm einer seiner Seekapitaine, Namens Sinávie, daß er zwei schwedische Fregatten genommen hätte. Der Czaar küßte mehrmals mit Entzücken die Unterschrift des Briefes. Dann machte er der Frau dieses Kapitains einen Besuch, fiel vor ihr in die Knie, umarmte sie und sagte: ich habe ihnen tausend Komplimente von ihrem Manne zu machen. Er hat eine harte Action gehabt und zwei schwedische Fregatten erobert. Als Sinávie mit seinen beiden Prisen ankam, gieng ihn der Czaar entgegen, erhob ihn auf der Stelle zum Contreadmiral, schenkte ihm 1000 Rubel und machte ihn mit den ehrenvollesten Ausdrükken zum Vertrauten. „Du hast dich ausgezeichnet, sagte er. Künftig hat niemand Anspruch an dich, als ich. Ich brauche dich selbst, um die Großen an meinem Hofe zu züchtigen, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht thun." Bald nachher gab ein niedriger Streich, den ein Hofmann begieng,

unserm Sinävie Gelegenheit sein Amt auszuüben. Peter gieng zu seinem neuen Contreadmiral, und sagte: Morgen essen wir bei dem und dem zu Mittag; du solst ihn funfzig tüchtige Stokprügel zuzählen, er hat Unterschleif gemacht. Gegen das Ende der Mahlzeit fieng Sinävie Händel mit dem Wirth an, zog ihn über den Tisch und brachte ihm die verabredeten funfzig Stockprügel bei. Als der Höfling aus den Händen seines schrecklichen Gegners los war, warf er sich dem Czaar zu Füßen und beklagte sich bitterlich über die unwürdige Behandlung in Gegenwart Sr. Majestät. Aber der Czaar nahm eine sehr ernsthafte Miene an und sagte: Wer hat dir erlaubt Geschenke anzunehmen und diesen und jeden schlechten Streich zu begehen? ist es wahr oder nicht? sprich! Der Gezüchtigte bekannte sich schuldig. Nun, versetzte Peter, eben deswegen bist du gezüchtigt, thu mir das nicht wieder, du möchtest so wohlfeil nicht davon kommen. Da! stoßet an und vertraget euch ohne Umstände.

Peter der erste machte niemals die Honneurs an seinem Hofe, sondern hatte die Sorge dafür dem Fürsten Menzikoff übergetragen. Selten bediente er sich einer Kutsche und stieg in den ersten Fiacre, den er unterwegs antraf. Diese Fiacre aber haben mit dem unter diesen Namen bekannten Fuhrwerk in Frankreich gar keine Aehnlichkeit. Im Sommer sind es einspännige Kariolen, wo der Fuhrmann ein Bauer hinten aufsteht; im Winter eine Art Schlitten, die gleichfals nur von einem Pferde gezogen werden.

In einem solchen Fuhrwerk langte er einmal in Kronstadt an. Hier überraschte er einen Seekapitain lesend in seinem Zimmer. Dieser über den unerwarteten Anblick des Kaysers erschrokken, warf sein Buch unter den Tisch; aber Peter der es sah, und seine Erschrokkenheit bemerkte, fragte ihn nach der Ursache seiner Verwirrung und Verlegenheit. Was giebts, was fehlt dir? fragte er den Kapitain. Nichts antwortete dieser, und entschuldigte sich so gut, als er konnte. Peter drang in ihm und zwang ihn sein Buch wieder aufzunehmen. Endlich gestand der Kapitain, daß es eine rußische Geschichte wäre, und bat um Verzeihung, daß er in einem schlechten und so schlecht geschriebenen Buche läse. Las sehen, sagte der ungeduldige Monarch, was du gelesen hast und ris ihm das Buch aus der Hand. Von ohngefähr sties er auf folgende Stelle: Der Russe ist wie ein Stockfisch, wenn man ihn nicht oft klopft, so taugt er nicht. Nun, sagte er zu dem Seemann, ist das ein schlechtes Buch? nein, mein Freund, du hast sehr unrecht. Der Verfasser ist ein gescheuter Mann, der meine Nation wohl kennt. Und du, der du sie eben so gut kennen mußt als ich, sahst du nicht, daß er die Wahrheit sagte? Lies nur weiter, ich werde nie jemanden Vorwürfe machen, daß er sich mit der Untersuchung nüzlicher Dinge beschäftigt.

Ein andermal traf er in Kronstadt ein, als eben die Matrosen auf den Schiffen Mittag hielten. Nach seiner Gewohnheit mit den Soldaten und be-

sonders mit den Matrosen sehr vertraut umzugehn, sezte er sich mit an den Tisch, und einer von den Leuten bot ihm einen Teller und Löffel, den er auch annahm. Sein Erstaunen war ausserordentlich, als er sah, wie elend das Fleisch und die Erbsen waren. Kinder, sagte er, werdet ihr immer so schlecht bewirthet? Sogleich stand er auf, visitirte alle Tonnen, und überzeugte sich durch den Augenschein, daß alle Mundprovision äusserst verdorben war. Augengenbliklich lies er die große Flagge wehen, und alle Kapitaine begaben sich an Bord des Admiralschifs. Nachdem er ihnen in wenig Worten die Ursache, warum sie versammelt wären, auseinandergesezt hatte; so lies er gleichfals die Kommissarien kommen, die folgendes interrogatorium ausstehen mußten. Welches sind eure Vorschriften und Verbindlichkeiten? — So und so. Was für Art Fleisch, Erbsen, und andere Lebensmittel habt ihr euch anheischig gemacht dem Schifsvolk zu liefern? — So und so. — Nun, so laßt sehen, ob ihr eure Schuldigkeit gethan. Hierauf führte er sie von Fas zu Fas, und nachdem sie des Betrugs überwiesen waren, befahl er den Kapitainen, ihnen den Prozes in seiner Gegenwart zu machen. Zitternd fielen diese Unglüklichen dem Fürsten zu Füßen, flehten um Gnade, und suchten ihn durch das Geständnis ihres Vergehens, durch wiederholte Entschuldigungen, durch das Versprechen, künftig besser ihre Pflicht zu thun, zu erweichen; alles vergeblich, nichts erweichte ihn. Spizbuben seid ihr, ... war alles, was er ihnen antwortete. Da die Richter einstimmig diesen Fall des Todes werth hielten, so wurden

die sieben Kommissarien sogleich an den Hauptmast von sieben Schiffen gehängt.

Einst kam Peter I. im Sommer um Mitternacht von Kasan zurück; man glaubte also, er werde den andern Tag um desto später aufstehen. Die Senatoren, welche er anhielt, im Sommer um sieben und im Winter um acht Uhr im Gericht zu erscheinen, erwarteten nichts weniger, als daß er ihnen durch seine Thätigkeit zuvorkommen würde, und schliefen mit großer Sicherheit länger als sonst. Aber Peter erschien mit dem Schlage sieben Uhr im Senat. Da fand er niemand ausser die Invaliden, die er fragte, ob sie ganz allein wären. Diese antworteten, daß die Kanzelisten da wären. Laßt sie kommen, sagte Peter. Sie kamen. Er fragte nach ihren Arbeiten, sezte sich auf seinen gewöhnlichen Plaz und sahe verschiedene Sachen durch. Gefiel ihm ein Urtheil, so sezte er blos seine Unterschrift (Pitre) dabey. Gefiel es ihm nicht, so schrieb er auf den Rand: schlecht geurtheilt. Während er nun so mit der Durchsicht der Prozesse sich beschäftigte, durchliefen die Invaliden die ganze Stadt, um den Senatoren anzuzeigen, daß Peter im Senat erschienen wäre. Mit der größten Eile begab sich ein jeder dahin. Als der Kaiser den ersten hereintreten sah, stand er auf, gieng auf ihn zu, prügelte ihn mit seinem Rohr tüchtig ab und gab ihm darauf einen Verweis. Den übrigen giengs nicht besser. Zulezt kam ein Admiral, der vor Alter und Schwäche kaum mehr gehen konnte. Dieser hörte nicht sobald von der Schildwache, was

vorgefallen, als er in die Knie fiel und dem Kaiser von ferne zurief: Batuschka, (Vater) wenn du mich auch so prügelst, wie diese hier, so bleib' ich todt. Stehe nur auf, Alter, versezte der Monarch, das Gesetz, welches Fleis von den Senatoren verlangt, ist nicht für dich gemacht. Du hast mir gedient und deine Zeit ist bald hin. Ich habe dich nur hier angestelt, damit du bequem leben kannst. Aber diese Burschen haben ihre Pflicht wesentlich verabsäumt, und ich habe ihnen dafür den Text gelesen. Du kannst bleiben oder weggehen, das ist einerlei.

Ein Fremder, der lange in der Armee Peters I. als Oberster gedient hatte, konnte mit allen Versuchen die er machte, es nicht bis zum Brigadier bringen. Es rieth ihm endlich jemand, die griechische Religion anzunehmen und den Kaiser selbst zum Gevatter zu bitten. Der Rath gefiel ihm und er führte ihn aus. Peter war auch ganz willig Gevatter zu stehen. Nun glaubte der Oberste wenigstens das Patent als Brigadier zu bekommen. Nach der Abschwörung und Taufe wartete er seinem Gevatter mit Dreistigkeit auf, und empfahl sich dessen Gnade und Schutz. Peter antwortete ihm: Du hast mir als protestantischer Oberster treu gedient, ich fürchte, daß du das nicht thun möchtest als russischer Oberster, denn du bist jezt meineidig: um mir nun den Verdruß zu ersparen, einst einen russischen Obersten wegen Untreue strafen zu müssen, so ist hier der Abschied.

Ein

Ein gewisser Brokmann hatte in Siberien als oekonomischer Sekretär große Reichthümer gesammlet und kam nach Petersburg zurück mit dem Plane, sich daselbst niederzulassen in einem Amte, welches er sich vermittelst wohl angebrachter Geschenke zu verschaffen gedachte. Er gründete seine ganze Hofnung zu Ehrenstellen und einem noch einträglichern Posten zu gelangen, auf eine reiche Probe von einer Goldmine. Anfänglich wendete er sich an den Presidenten des Bergkollegiums, dann an den Baron Korf, vormals Polizeimeister zu Petersburg, und hernach an mehr andere, die ihn sämmtlich sehr kalt aufnahmen. An Aufwand lies er es nicht fehlen. Er gab den vornehmsten Mitgliedern der siberischen Prikase (Kanzlei) prächtige Gastmahle, und beim Weggehen machte er Jedem ein Geschenk von chinesischem Seidenzeuge. Dieser Aufwand that aber eine ganz andere Wirkung, als unser Amphitruo erwartete. Die Gäste schlossen daraus, daß seine bisherige Stelle sehr einträglich sein müsse und bekamen den Einfal, ihn dieselbe wiederzugeben, um den Nutzen mit ihrem Wirth, der nun ihre Kreatur geworden war, zu theilen.

Brokmann kehrte also nach Siberien zurück, aber mit so viel Verdrus im Herzen, daß er seine Geschäfte und Pflichten verabsäumte. Einige Zeit nach seiner Ankunft ward ihn aufgetragen, einige Befehle weit von seinem Wohnorte entfernt auszurichten. Er reisete mit dem nöthigen Gelde, welches ihm das Gouvernement vorgeschossen hatte, versehen, ab. Unterwegs traf er eine Gesellschaft von Menschen, deren freies Wesen, aufgeheiterte Laune

 und

und kurzweilige Einfälle ihm ausserordentlich gefie- len. Er lies sich mit ihnen ein, man aß mit ein- ander, er betrank sich; man spielte hoch, er verlohr all' sein Geld. Die lustige Gesellschaft, welche wohl sahe, daß diese Farze einer Entwickelung bedürfe, stellte ihm vor, er müsse ein Russe und vorher ein Christ werden; dies sei der einzige Weg sein Glük zu machen. Es kostete nicht viel ihn zu überreden. Man läßt einen rußischen Priester kommen, der ihn tauft und ein großes Kreuz um den Hals hängt. So war er in einem Augenblicke Russe, griechischer Christ, betrunken und ruinirt. Nach einem tiefen und langen Schlafe erinnerte ihn das Kreuz, wel- ches er am Halse hatte, der Auftritte vom vorigen Abend. Es sei nun aus Schaam über ein solches Bachanal, oder aus Kummer und Verzweifelung, ge- nung er entfernte seinen Bedienten unter irgend einem Vorwande, und schnitt sich mit zwei Scheer- messern den Hals ab. Sein Leichnam wurde einge- scharrt im Walde von Selenginsk. Er hinterlies seine Witwe und Kinder in einem mitleidwehrtem Zustande.

Als Peter III. noch Großfürst von Rußland war, sahe er sich sehr oft genöthigt die äußersten Mittel zu ergreifen, um sich aus den Verlegenheiten zu helfen, worinn ihn die Sparsamkeit seiner Tante der Kaiserin Elisabeth setzte. Den größten Theil des Jahres brachte er zu Oranienbaum, einem Lustschlosse 30 Werste von Petersburg zu, wel- ches von dem Fürsten Menzikoff für die Krone

eingezogen war, und welches die Kaiserin dem Großfürsten ertheilte nach dem Falle und der Verbannung Menzikoffs. Peter erschuf eine Menge von Bedienungen, und ertheilte den Holsteinischen St. Annen-Orden für baares Geld. Buxhoevden, ein liefländischer Edelmann, dessen Finanzen in eben so schlechten Umständen waren, als die des Großfürsten, hatte die Eitelkeit einen Orden haben zu wollen, was er ihm auch koste. Nachdem er eine ansehnliche Summe aufgenommen hatte, begab er sich nach Petersburg, wo er sich an Zeitz, den Agenten und Kriegsrath des Großherzogs, wandte, und ihm die Absicht seiner Reise bekannt machte. Man handelte und konnte lange nicht einig werden. Endlich wurde der Kauf geschlossen, und der St. Annen-Orden für 6000 Rubel ausgeliefert. Buxhoevden gieng nun mit vieler Selbstgenügsamkeit in Petersburg auf den Straßen einher, und hätte gern allen Russen es kund gethan, daß er zum Ritter des St. Annen-Ordens erhoben sei. Einige Zeit nach seiner Erhebung bekam er den Besuch von einigen Edelleuten aus Liefland, die seine Umstände recht gut kannten und wohl wußten, daß der Banquier in Reval, der ihm Geld vorgeschossen hatte, im Besitz von zwei protestirten Wechseln auf den neugebackenen Ritter wäre. Er unterhielt sie weitläuftig und mit Wichtigkeit von seiner Würde und der damit verknüpften Ehre. „Ich hoffe, setzte er hinzu, daß die Herrn zu Reval wohl wissen werden, was sie mir schuldig sind, und daß sie es nicht vergessen werden, mir bei meiner Rükkunft eine Schildwache vor die Thür zu stellen.“ „Ganz gewis, antworteten seine Freunde, man

man wird ihnen eine geben, die sie sehr wohl bewachen wird. Man sprach schon bei unserer Abreise davon." Diese Antwort, die entweder Scherz oder Muthmaßung war, ward zur Weissagung. Denn, als Buxhoevden in Reval ankam, so ward er durch Wache in seinem Hause eingesperrt, bis er seine Wechsel eingelöset hatte.

Peter der dritte, konnte es gar nicht leiden, — es sei nun aus einer gewissen Reinlichkeit, oder weil ihm eine solche Vertraulichkeit zuwider war, — daß irgend jemand ihm in die Tabacksdose griff; sondern er warf sie verdrießlich weg, wenn sich jemand die Freiheit nahm. Eine nicht kleine Zahl goldner Dosen ist auf die Art von dem Meer, welches an den Garten von Oranienbaum stößt, verschlungen.

Die Kirchengeschichte und das Studium der Kirchengesetze beweisen zur Gnüge, daß der Ehrgeiz der Nachfolger des heiligen Petrus von Alters her nicht mit einer blos geistlichen Obergewalt zufrieden war. Dieser Geist einer temporellen, oder vielmehr allgemeinen Herrschaft, war nicht blos dem Hofe zu Rom eigen. Er war schon in seiner ganzen Stärke anzutreffen bei den Priestern von Indien und Rußland, ehe diese beiden großen Theile unseres Welttheiles mit den übrigen Völkern von Europa in Verbindung standen.

Ehedem erhob sich der Patriarch von Moskau frühe Morgens am Palmsonntage, stieg auf einen kostbargesattelten Esel, um den Einzug Christi in Jeru-

Jerusalem vorzustellen, begab sich nach der Kathedral- und von da nach der Dreieinigkeitskirche, von seiner ganzen Klerisei umgeben. Den Zug eröfneten zwei Pferde, die einen mit Früchten beladenen Baum zogen, worauf vier junge weis gekleidete Leute saßen, die unaufhörlich Hosianna riefen. Ihnen folgten vierzig andere in Purpur gekleidet. Das Straßenpflaster war mit den schönsten Tapeten belegt. Um dieser Cerimonie noch mehr Ansehn zu geben, so folgte der ganze kaiserliche Hof im größten Pomp. Endlich um den Triumph des Patriarchen und die Schande des Czaaren vollkommen zu machen, so gieng dieser in Person neben jenen zu Fuß und führte seinen Esel beim Zaum.

An diesem Tage empfieng nach hierarchischer Ordnung, der vornehmste Geistliche in den andern Städten, nach dem Beispiele der Hauptstadt dieselben Ehrenbezeugungen, wie der Patriarch, und der Gouverneur erniedrigte sich an der Stelle des Czaaren.

Vielleicht bestünde diese Gewohnheit noch ohne Peter den ersten, dessen erhabner und großmüthiger Geist dazu gemacht war, das belästigende derselben nachdrücklich zu empfinden. Dieser Fürst gab eine Verordnung heraus, worin er sich also ausdrückt: Da diese Gewohnheit der Ehre und Würde eines Czaaren von Rußland nicht anständig ist; da sie mit der Lehre gar keinen Zusammenhang hat; da man sie in den übrigen Theilen von Europa nicht kennt; da sie nichtsweniger, als von den Aposteln vorgeschrieben, vielmehr deren Moral und Beispiel gerade zuwiderspricht; und nur darauf abzweckt, den Landes-

fürsten

fürsten zu beschimpfen: so soll sie für nun und immer in der Hauptstadt und den Provinzen abgeschaft sein.

Peter I. hat das Patriarchat abgeschaft, sich selbst zum Oberhaupt seiner Kirche erklärt, ungeachtet des heftigen Geschreis der Clerisei, und hat seinen Nachfolgern die Krone von aller Gemeinschaft mit dem Priesterthum hinterlassen.

Lefort, dieser berühmte Günstling Peter des ersten und seine rechte Hand, wurde außerordentlich bedauret von den Generalen, seinen Nebenbuhlern und von allen Hofleuten. Sie füllten in seinen letzten Augenblicken sein Zimmer an und zerflossen in Thränen. Ihres Schluchzens überdrüßig, befahl er seinem Kammerdiener, viel Musicanten zu holen, und vorzüglich Trompeten und Pauken. Als das Orchester erschien, befahl er dem Musikdirector, mit allen Instrumenten nicht eher aufzuhören, bis er den letzten Othemzug von sich gegeben hätte. Und er gab ihn auch würklich während einer Symphonie von sich, mit der größten Gelassenheit und Ruhe.

Die Dummheit der Russen war ehedem so ausserordentlich groß, daß sie die andern Nationen als Barbaren ansahen, und sich vom Himmel ausschließlich begünstigt glaubten, von Seiten der Gewandheit, des Verstandes, der Wissenschaften und des Genies. So sehr können physische Uebel die Empfindung abstumpfen. Dieses Nationalvorurtheil, diese empörende Ungerechtigkeit ist, (sollte man das wohl glau-

glauben) noch jetzt, nicht blos unter dem Pöbel, sondern bei jedem einzelnen Russen. Es scheint unüberwindlich eingewurzelt zu sein in dem Geiste und noch mehr im Herzen der Russen. Wenn jemand im Stande war, dessen Heftigkeit zu mildern, so war es Peter I. der seine Unterthanen zwang zu reisen, troz eines strengen Gesetzes, der eine Menge Feldherrn, Kaufleute, Manufacturisten u. s. w. aus allen Theilen von Europa nach Rußland zog, um seine Unterthanen in den ersten Elementen der Wissenschaften und Künste zu unterrichten, der diesen bei tausend Gelegenheiten die unverdächtigsten Beweise gab, daß er sie verachte. Nun hätten sie einsehen sollen, daß sie noch keinen Schritt zur Civilisirung gethan hätten, da andere Nationen schon am Ende der Laufbahn sind. Sie konnten es auch nachher nicht leugnen, daß sie aus dem Unterrichte dieser Nationen die Uebermacht verdanken, die sie über ein einziges europäisches Volk haben. Katharine II. die würdige Nebenbuhlerin Peters des ersten, und fähig dazu, die letzte Hand an das Werk von Rußlands Schöpfer zu legen, hat alles angewandt, um Ausländer in ihre Staaten zu ziehen. Alle Mühe, welche diese sich gegeben, um die Vorurtheile und alten Gewohnheiten wegzuschaffen haben ihnen nur Haß, Neid und Verfolgung zugezogen von ihren ungelehrigen Zöglingen, die, wie man leicht begreift, weit öfter müssen gedemüthigt als unterrichtet werden. Diese Eifersucht verhindert ganz besonders alle Art von Fortschritten. Seit der Regierung Peter des ersten, ist das Reich die Beute einer Verbindung, deren unablässiges Bemühen dahin gehet, die Ausländer von allen Bedie-

nun-

nungen, sowohl am Hofe, als bei der Armee auszuschliessen. Bis jetzt ist der Himmel noch nicht genug erzürnt gegen die Nation, um ihre Wünsche zu erhören. Er hat ihr Fürsten gegeben, die die Nothwendigkeit dieser Fremden zu schätzen und zu empfinden gewußt haben.

Die Fackel der Philosophie und der schönen Künste, die jetzt das ganze Europa erleuchten, blenden die Augen, welche an eine lange und dicke Finsternis gewöhnt sind. Das was man Größe der Seele, Liebe zum Ruhm, Uneigennützigkeit nennt, ist nur ein Hirngespinnst für Menschen, denen die Ausübung dieser Tugenden unbekannt, oder zu mühsam ist, und deren Fassungskraft sich nicht über materielle Gegenstände erhebt. Sie können sich nicht vorstellen, daß Fremde, selbst die ausgezeichnetsten aus einem andern Beweggrunde bei ihnen Dienste suchen, als um sich zu bereichern. Wenn es Peter dem ersten und Catharina der zweiten nicht gelungen ist, diesen rußischen Steifsinn zu überwinden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Unternehmung menschliche Kräfte überschreitet. Man muß jedoch billig sein. Wenn man in den Jahrbüchern der Nationen mit Soldaten (dies Wort in der engsten Bedeutung genommen) glänzen könnte, so wäre die rußische Nation vielleicht die erste in der Welt. Da sie aber diesen Vorzug größtentheils einem geheiligten Vorurtheil zu verdanken, ähnlich demjenigen, welches die Türken in der Schlacht zu Löwen macht: so ist zu vermuthen, daß dieser Vorzug schwindet, so wie die Aufklärung wächst.

Wenn

Wenn ich eines neuern Beispiels bedürfte, um das, was ich von der Selbstsucht der Russen hier behaupte zu beweisen, so würde ich den Leser auf einen officiellen Bericht eines Admirals verweisen, der der Kaiserin 1788 schrieb, daß die schwedische Flotte bei seinem Anblik in ihre Häfen geflohen sei, weil sie die Gefahr kannte, sich mit Russen zu messen. Ich will nur beiläufig bemerken, daß dieser Admiral zu dem Kommando einer grossen Flotte nur durch den unerwarteten Tod seines Chefs gekommen war, der ein Ausländer war, und auf die auffallendste Art die Erfahrung gemacht hatte, daß die Schweden, ungeachtet sie schwächer waren, sich doch nicht fürchteten, sich mit Russen zu messen (*).

Der Feldmarschall Graf Münnich hinterlies bei seinem Tode den Ruf eines Mannes, der kein Blut schonte. Er war von den Kriegern von jedem Range mehr gefürchtet als geliebt. In dem Kriege gegen die Türken 1736 trieb er die Grausamkeit so weit, daß er Generale an Kanonen schliessen ließ.

Gott

* Allerdings muß man billig sein. Wie kann der Russe den Ausländer mit günstigen Augen ansehen, wenn er sich an die vielen Abentheurer erinnert, die ihr Glück in Rußland schnell und glänzend gemacht, und in Kriegen und bei den Thronrevolutionen sich ausgezeichnet, aber für das Glück der Nation so wenig gethan haben? Wie kann bei einem rohen Volke die Aufklärung Eingang finden, wenn seine Erzieher es ein ganzes Jahrhundert lang aus einem blutigen Kriege in den andern führen, und auf diese Weise seine rohen Neigungen und Nationalvorurtheile nähren? Die neuere Rußische Geschichte ist nicht die Geschichte der Nation, sondern der Hofintriguen und Hofpolitik. A. d. U.

Gott sei Dank! rief er aus, als er die Nachricht von der Landung der Franzosen zu Danzig hörte, in den russischen Bergwerken fehlte es an Händen. Ein Ausruf, der mit einer freudigen Aufwallung und gesetztem Tone ausgesprochen, bei der anfänglichen Bestürzung, sehr geschickt war, ihm das Zutrauen der Soldaten zu erwerben.

Unter der Regierung Peter des ersten, der sehr viel auf ihn hielt, liessen sich die Hofleute, die über sein Ansehen bei dem Fürsten eifersüchtig waren, sehr oft in Ausdrücken aus, die nur seine Verdienste und ihre eigne Ohnmacht verriethen. Der Kaiser, sagte sie, muß viel überflüßige Gnade haben, daß er den Generallieutenant Münnich so sehr damit überschüttet. Wie ist doch der Kaiser so blind, sagten andere, daß er alle Wohlthaten an diesen jungen Fremdling verschwendet? „Meine Herren, antwortete ihnen der preußische Gesandte Mardefeld, den ein langer Umgang an Höfen einsichtig gemacht hatte, er weis dem Geschmacke seines Herrn zu schmeicheln." Er war zornig und unversöhnlich, wenn er sich einmal beleidigt glaubte, und unglücklicher Weise glaubte er das oft. Die Werke des wohlthätigen Philosophen waren noch nicht lange heraus, als er mich einmal zum Essen bat. Eine Ehre, die ich gerne jedem andern überlassen hätte, dessen Geschmeidigkeit sich besser zu dem Umgang oder vielmehr dem auffahrenden Wesen des aufgeblasensten Höflings paßte. Während der langen und langweiligen Mahlzeit fragte er mich, ob ich die Werke des wohlthätigen Philosophen gelesen hätte. Auf meine bejahende

wort, fuhr er fort zu fragen und suchte meine Meinung herauszubringen. Ich sagte ihm, daß wie es mir schiene, das Buch eine ziemlich genaue Darstellung von Pohlens Lage und Regierung liefere. — Sie haben also von dem Verfasser eine gute Meinung? setzte er hinzu. — Von der Seite, die ich eben erwähne, versetzte ich, ja. — Nun glühete er vor Zorn, gerieth beinahe ausser sich und sagte: das Buch ist das abscheulichste von der Welt. Wie! einen General wie mich anzugreifen, ist das nicht ein Bubenstück, das den Tod verdient? Haben sie wohl die Vorrede gelesen? — Ich antwortete ihn mit so vieler Zurückhaltung als Freimüthigkeit, daß da ich niemals Vorrede läse, ich auch über dergleichen Aeusserungen schlechterdings nicht urtheilen könnte, ich hätte meine Meinung nur über den wesentlichen Inhalt des Buchs vorgetragen. Von dem Augenblicke an sahe er mich nicht mehr an und sprach kaum mit mir, als ich von ihm Abschied nahm.

Seine Gäste waren ausserordentlich eingeschränkt. Er hatte den sonderbaren Geschmack, nichts, selbst Sauerkraut, nicht ohne Zucker zu essen, und dabei den noch sonderbarerern Einfall, seine Gäste zu zwingen, sich nach seinem Geschmakke zu richten. Er legte fast immer selbst vor, die Zukkerdose stand bei ihm und er gab ihnen nichts, ohne es vorher, eben so wie für sich, mit Zukker zu bestreuen. Wenn er zu weit von einer Schüssel entfernt, und alsdenn ein anderer vorlegen mußte, so paßte er genau auf, wer davon nahm, und nöthigte ihn in einem ziemlich befehlenden Tone, Zukker zu nehmen, und lies nicht eher nach, bis man gehorchte. Ich habe niemand gesehen, der es wagte, sich hierin seiner Freiheit zu bedienen.

Die regierende Kaiserin hatte ihn zum Kommendanten der Häfen in Esthland ernannt und die Aufsicht über die Erbauung von Rogerwik am baltischen Meere, nicht weit von Padis, sechs Meilen von Reval, übertragen, einem Werke, welches Peter der erste entworfen, und wovon er bei seinem frühzeitigen Tode die Ehre seinen Nachfolgern überlassen hat *. Münnich verlangte also, daß der Magistrat zu Reval und Narva seinen Geburtstag wissen und ihm dazu einen Glückwunsch überreichen sollte. Aber die Herren wußten von nichts. Als der Geburtstag kam, wunderte Münnich sich sehr, daß er keinen Brief erhielt. Da auch die folgende Post keinen mitbrachte, so wurde er vor heftigem Verdrus stumm und starr, und gab den Befehl, alle Gatterschnikken von Rogervik nach Reval zu schaffen und bei den Bürgern einzuquartiren. Der Magistrat von Reval, erstaunt über diesen Befehl und sehr schwierig über die neue Gesellschaft, schrieb sogleich an seinen Korrespondenten Schwenske in Petersburg, um die Aufhebung dieses Befehls, wovon man die Veranlassung gar nicht errathen konnte, zu bewirken: er erbot sich, seinen eigenen Fehler, oder den Fehler seiner Mitbürger wieder gut zu machen, sobald er nur wüßte, worinn er bestünde. Schwenske gieng zu Münnich, der ihn kannte und liebte, weil er lange Hofmeister bei seinem Bruder gewesen war. Münnich, der die Absicht des Besuchs gleich merkte, nahm sein stolzes und wildes Wesen an, that als wenn er

* Rogerwick ist der Aufenthalt der Gatterschnicken, oder Verbrecher, die daselbst weit zahlreicher geworden sind, seitdem (unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth) die Todesstrafen abgeschaft und die Verbrecher aller Art auf die Gatterka oder Galeere geschickt wurden.

er ihn nicht kannte, antwortete ihm auf seine Höflichkeiten aufs gröbste, und wurde so aufgebracht, daß er ihn gar nicht mehr anhören wollte. Schwenske, ohne aus der Fassung zu kommen, erinnerte ihn an die Freundschaft, womit er ihn beständig beehrt hätte, und beschwor ihn in den höflichsten Ausdrükken, ihm die wahren Beweggründe dieser Kälte und des strengen Befehls gegen die Einwohner von Reval zu entdekken. Nach einer halben Stunde voll von Heftigkeiten, allgemeinen Klagen und lärmenden Exclamationen, sagte Münnich: Wie! die Kerls können mir zu meiner Geburtstagsfeier nicht einmal einen Glückwunsch übersenden, mir! dem General Münnich! Nein, Nein, sie haben diese Züchtigung verdient, ich muß sie ihre Schuldigkeit beobachten lehren. Endlich nachdem Schwenske ihm ihre Unwissenheit in diesem wichtigen Punkte vorgestellt, und alle nur erdenklichen Versöhnungsmittel erschöpft hatte, brachte er es dahin, daß, nach ganz unterthänigen Entschuldignngen und einem Glückwünschungsschreiben, die Gatterschnikken aus Reval abzogen.

Es würde viel zu weitläuftig sein, alle die Eitelkeiten des Grafen Münnich zu erzählen. Als man ihm die Proben von seinem Bildnisse brachte, welches er in Kupfer stechen lies, so hatte er die Dreistigkeit eigenhändig darunter zu schreiben: wer Münnich gleicht ist wahrlich groß, ist Held, ist Menschenfreund, vollkommener Staatsmann und unsträflicher Christ.

Er war schon alt, als Katharina II. ihre Herzogthümer Liefland und Esthland besuchte. Da er von ihr das Versprechen erhielt, daß sie nach Rogerwick kommen würde, so machte er unermeßliche und sehr kostbare Zurüstungen zu ihrer Aufnahme. Unter andern kam er auf den Einfall seine Gatterschnikken als Araber und Indianer auszukleiden, die die Kaiserin und ihr Gefolge auf Triumphwagen spaziren fahren mußten. Diese Fürstin, die allem Pompe feind ist, hätte sich gern je eher je je lieber nach dem Hafen begeben, aber sie mußte sich die Langeweile dieses albernen Aufzuges gefallen lassen. Bei der Besichtigung des Hafens waren Kunstverständige bei ihr, welche sie befragte. Alle versicherten die Unmöglichkeit, hier einen Hafen anzulegen und theilten ihre Gründe mit. Aber Münnich bestritt sie mit Hitze und behauptete, daß es in der Welt keinen in aller Absicht bequemeren Platz zur Anlegung eines Hafens gebe, als eben diesen. Die Kaiserin lies ihn aus Achtung gegen sein Alter reden was er wollte, und sagte blos zu einigen von ihrer Begleitung: Schade, daß dieser große Mann seinen Ruhm überlebt.

Unter der Regierung der Kaiserin Anna stand er in genauer Verbindung mit dem Herzoge Biron. Von diesem hiengen damals alle Aemter und Gnadenbezeugungen ab. Wer beide kannte, sahe einen nahen Bruch voraus, und zog daraus für Beide eine schlimme Vorbedeutung: man bemerkte durch die äussere Schale dieser Freundschaft ein gegenseitiges Mißtrauen und gänzliche Abneigung. Biron entledigte sich seines Freundes, indem er ihm das Kommando

mando über die Armee im Türkenkriege gab, der 1736 ausbrach, und wovon man ihn für den vorzüglichsten Urheber hielt. Nach dem Friedensschluße hielt er ihn durch das oft wiederholte Versprechen hin, ihn zum Hettmann von Klein-Rußland zu ernennen, einer Stelle die wohl zum Theil Münnichs Stolz befriedigte konnte, und man behauptet, daß dieses Versprechen alle Hindernisse aufhob, die Biron zur Erhaltung der Regentschaft im Anfange der Regierung Iwan III. antreffen konnte. In der Folge drang Münnich darauf, Biron sollte sein Versprechen halten, welches dessen Absicht aber gar nicht war. Daher denn die Kälte, die Kabalen und endlich die Verbannung des Herzog-Regenten.

Diese Wortbrüchigkeit Birons wird Münnich schwerlich von dem Vorwurfe retten, den man ihm machen kann, daß er die Russen gelehrt habe, mit ihren Beherrschern nach Gefallen umzugehen, und einen Plan zu entwerfen, die zu stürzen, von welchen diese geleitet werden. Der Regent Biron kann in die Klasse derer gesetzt werden, die das Volk regierten. Dieses Verbrechen verdunkelt, nach meiner Empfindung, alle schönen Handlungen Münnichs. Die rußischen Annalen weisen viele Beispiele von eingesperrten, geblendeten und ermordeten Landesherrn und Fürsten auf. Die Nation schien die Spur dieser Greuel seit den Zeiten Alexius Michaelowitsch verlohren zu haben. Zuweilen warf das von Auflagen und Expressungen gedrückte Volk das Joch ab; aber seine Wuth fiel nur auf die Minister, als Urheber seines Unglücks. Die Strelizen, diese furchtbaren vom Czaar Iwan Basilje-

siljewitsch errichtete Miliz, trachtete Peter dem ersten nach dem Leben, auf Antrieb von dessen Schwester der Prinzeßin Sophie. Aber alle diese Unruhen und Bewegungen waren weder so tief angelegt, noch mit so viel ausstudirter Verstecktheit und überlegter Treulosigkeit ausgeführt, als Münnich das zu thun lehrte. Der Unwille muß noch steigen, wenn man bedenkt, daß er in einem fremden Lande war, denn er war ein Deutscher. Sein Komplott führte er also aus. Er war noch den Abend bei dem Regenten im Sommerpallast gewesen, und hatte demselben besonders beim Weggehen die feierlichsten Versicherungen seiner unwandelbaren Freundschaft gegeben. Gegen Mitternacht kam er wieder, begleitet von seinem Adjudanten Mannstein und einigen andern Getreuen. Als Präsident des Kriegscollegiums hiengen die Garden, so wie das ganze Militair unmittelbar von ihm ab. Er selbst schnitt die Riemen und Strikke an den Trommeln des Detaschaments, welche auf der Wache war ab, damit niemand Lärm schlagen konnte. Er bemächtigte sich hierauf der Offiiciere, ersetzte sie durch andere von seiner Parthei und schickte Mannstein mit den übrigen grade nach Birons Schlafgemach. Dieser gerieth in Unruhe als er den Lärm hörte: bei Mannsteins Anblick vermuthete er sein Schicksal und verkroch sich verzweifelnd unter das Bette, wo er sich wehrte indem er seinem Gegner in die Hände bis, der, da er sah, daß er ihn nicht allein bezwingen würde, seine Begleiter zu Hülfe rief.

Die

Die Fabel so wie Geschichte sind voll von Beispielen, wie das des Perilles und Enguerrand de Marigny, die eine richtende Vorsehung scheint verurtheilt zu haben, selbst die Strafen zu erdulden, die sie erfunden hatten. Auch Münnich war bestimmt das Verzeichniß derselben zu vermehren. Nachdem die Kaiserin Elisabeth sein Urtheil, nach Siberien verbannt zu werden, gesprochen, hatte, so befahl sie, daß er in demselben Hause sollte bewahrt werden, welches er zu Pelim eigentlich für Biron hatte bauen und mit Pallisaden besetzen lassen. Münnich trank den Wermuthskelch bis auf den letzten Tropfen aus. Das Ohngefähr wollte, daß er Biron, den er ablößte, auf seiner Reise begegnen mußte; ein Zufall der einem jeden sehr sonderbar vorkommen muß, der einige Vorstellung von der Länge dieser Reise, durch unwegsame, stets mit Schnee bedeckte Länder hat. Die Leute, welche diese beiden Herren auf ihrer Reise begleiteten, haben erzählt, daß sie die Augen auf einander hefteten, bis sie gerade neben einander überwaren, worauf sie sich nicht weiter ansahen und kein Wort sprachen.

Die Kaiserin Elisabeth lies den Grafen Münnich, Ostermann, Mengden u. s. w. blos den Prozes machen, um den Kabalen und Intriguen zuvorzukommen, die sie für die Zukunft von diesem und jenem unter ihnen befürchtete. Sie wären also beinahe Opfer einer Staatsursache geworden, die mit dem, dessen man sie beschuldigte, gar

keine Verbindung hatte. Das ist die Justiz der Könige, denen Argwohn oder blosse Furcht zukünftiger Beleidigungen einerlei ist, mit wirklich begangenen und erwiesenen Verbrechen.

Eben diese Kaiserin erinnerte sich einmal, mitten in der Freude eines Gala, wozu alle Großen des Hofes eingeladen waren, an Münnichs Schiksal. Ich möchte doch wohl wissen, sagte er, was jetzt Münnich macht. Darauf gab sie einem Unteroffizier 6000 Rubel für den Grafen, und ließ sogleich einen Brief schreiben, den sie ihm nebst dem Gelde übergab. Sie lies den Grafen wissen, daß, da sie sich seiner an ihrem Geburtstage erinnert hatte, den er auch ohne Zweifel würde gefeiert haben; so übersende sie ihm die 6000 Rubel, um sich ihrer wieder zu erinnern, und dieselben nach Gefallen zu gebrauchen. Dem Courier hatte sie befohlen, die Bewegungen des Grafen aufmerksam zu beobachten, und ihr getreuen Bericht abzustatten. Der Unteroffizier übergab bei seiner Zurükkunft, der Kaiserin eine Antwort, voll von den Empfindungen der Ehrfurcht und Ergebenheit des Grafen. Er erzählte, Münnich habe den Brief mit sehr viel anscheinender Unterwerfung gelesen, und ihn bei sich niedersitzen lassen, bis er die Antwort geschrieben, die er ihm nebst 2000 Rubeln für seine Mühe eingehändet hätte; 2000 Rubel habe er unter seine Leute vertheilt, und ihnen dabei angezeigt, daß sie dies der Grosmuth Ihro Majestät verdankten, sie sollten einen guten Gebrauch davon, und zu

Ehren

Ehren des Geburtstags der Kaiserin sich lustig machen; endlich habe er gesagt, er wolle die letzten 2000 Rubel als ein kostbares Geschenk der Gnade seine Beherrscherin bewahren. Das hab' ich wohl gedacht, sagte darauf die Kaiserin in Gegenwart aller Hofleute, daß er mein Geschenk so vertheilen würde. In der That, meine Herren, setze ich mit erhöhter Stimme hinzu, Münnich ist eben so groß im Unglück als auf dem Gipfel der Ehren.

Als Münnich noch an der Spitze der Geschäfte war, hat er Rußland sehr wesentliche Dienste geleistet. Unter andern Einrichtungen verdankt man ihm das Cadettencorps. Dieses bestand aus 300 jungen Edelleuten, die in verschiedene Compagnien eingetheilt waren. Dieses Corps hat während der Verbannung des Grafen, verschiedene Veränderungen erlitten, wovon ich vielleicht unten noch Gelegenheit zu reden habe. Man unterrichtet diese jungen Edelleute in Sprachen, dem Vestungsbau, Reiten, Fechten, und überhaupt in allen einem Soldaten nöthigen Künsten, selbst in angenehmen, als im Tanzen. Die Newa ist der Schauplaz ihrer Uebungen; da machen sie kleine Forts und Polygone von Eisschollen, greifen sie an und vertheidigen sie. Mit einem Worte, sie müssen alle Arten von Versuchen machen, dem Staate nüzlich zu werden, der sie ernährt und erzieht. Münnich ist es, der den Cadetten den Pallast des Fürsten Menzikoff einräumen lies, welchen hernach der Graf Ostermann bewohnte. Man wird gern gestehen, daß diese

Ein-

Einrichtung Munnichs vortheilhafter und vernünftiger, als so manche andere gewöhnliche war, die nur zur Prahlerei und Verschwendung eines Günstlings gedient hätte.

Die Stadt Petersburg verdankt dem Grafen Münnich ihre tägliche Unterhaltung mit Lebensmitteln. Diese Stadt, die eine Bevölkerung von 120,000 Seelen hat, liegt am äussersten Ende von großen Morästen, die von Wäldern eingeschlossen sind. Sie zieht den größten Theil ihrer Lebensmitteln von den Ufern der Wolchow und von Novogrod, wo der Boden anfängt etwas fruchtbarer zu werden. Im Winter war die Zufuhr der Lebensmittel regelmäßig auf Schlitten über den Ladogasen und die Newa geschehen. Im Sommer aber gieng das nicht an: denn die Westwinde, die das ganze Jahr in diesen Strichen herrschen, und die Sturmwinde, die auf dem See so schrecklich als häufig sind, verhindern die Schiffahrt und verursachen zuweilen Hungersnoth in Petersburg. Durch diese Plage sind seit der Erbauung der Stadt mehr als 100,000 Menschen umgekommen. Münnich betrieb mit einer ausserordentlichen Lebhaftigkeit die Arbeiten am Kanal zur Vereinigung der Wolchow und Newa. Er hatte die Ehre, an diesem Kanal, den Peter der erste selbst entworfen und angefangen hatte, und der 104 Wersten lang ist, die lezte Hand unter der Regierung der Kaiserin Anna im Jahr 1732 legen zu sehen. Seit der Zeit ist der Transport der Lebensmittel und anderer Gegenstände des Handels nach Petersburg im Sommer so leicht als im Winter. Man hätte

Mün-

Münnich eine Ehrensäule errichten können; vielleicht wäre man sie ihm schuldig gewesen. Dieses war wenigstens die Meinung, die man in Rusland davon hatte, und man hätte die Aufschrift darauf gesezt: abundantia parta. Aber Münnich, ein feiner Hofmann, der sich in der Gunst der Kaiserin befestigen wollte, eignete ihr die Ehre dieser großen Unternehmung zu. Er lies an der Mündung des Kanals bei Schlüsselburg eine sehr hohe Pyramide errichten, auf deren vier Seiten Innschriften in lateinischer und russischer Sprache sich befanden, die das Lob der Kaiserin, ohne sonst irgend etwas Auszeichnendes, enthalten. Es ist da weder die Rede von Münnich, noch selbst von Peter dem ersten. Auf der Südseite sind die beiden Buchstaben: A. I. Anna Imperatrix, und auf der Nordseite das Bildnis der Kaiserin in Stein ausgehauen.

Während seiner Verbannung, die ein uud zwanzig Jahr dauerte, verlohr Münnich nichts von seiner natürlichen Thätigkeit. Alle seine Beschäftigungen zeugten von der Stärke seines Charakters, ein Beweis von einer großen Seele, die durch Unglück sich nicht beugen läßt, und nur großer und nüzlicher Ideen fähig ist. Jeder Staatsgefangener in Siberien wird von einer Compagnie Soldaten bewacht. Münnich exerzirte die seinigen und richtete sie ab in Märschen, Contramärschen, Stürmen u. s. w. Man bemerkte hernach, daß Münnichs Soldaten sich am besten auszeichneten und am schleunigsten marschirten.

Er

Er hatte eine fast väterliche Güte für die, welche in seinen Diensten waren, und es ist deren keiner, dessen Glück er nicht gemacht hat. Es ist freilich wahr, dieser Dienst hatte seine Dornen; man mußte beständig die Neigung dieses Herrn studiren und errathen, ohn Unterlas sich seinen Launen und Sonderbarkeiten unterwerfen, mit Pünktlichkeit die geringfügigsten Befehle ausrichten. Ein Sekretär, der einen Brief ihm nicht zu Danke gefaltet oder ein Komma vergessen hatte, konnte seinen ganzen Zorn erregen.

Als man ihn vor seine Richter führte, um verhört zu werden, so fragte ihn der Fürst Trebezkoi, der im Gericht präsidirte, zuerst: ob er sich vertheidigen könne, daß er so viele Menschen bei Danzig aufgeopfert habe? Fahren Sie nur fort, antwortete Münnich, und lesen Sie die andern Hauptpunkte der Anklage vor, ich will auf alle zusammen antworten. Nach geschehener Vorlesung hielt er eine Vertheidigungsrede, worin er die heftigste und eindringendste Beredsamkeit zeigte, und endigte also: Mein Herr, von allem dem will ich auch Gott am jüngsten Gerichte Rechenschaft geben. Gewis wird meine Rechtfertigung dort bessern Eingang finden, als hier. Denn ich habe mir nichts vorzuwerfen, ausser daß ich Sie nicht habe aufhängen lassen, als Sie angeklagt und hinlänglich überwiesen wurden, die Gelder der Kriegskasse im Türkenkriege unterschlagen zu haben. Man sagt, daß die Kaiserin Elisabeth, welche, hinter einem Schirm verbor-

gen

gen, bei der Instruction des Prozesses gegenwärtig war, als sie diesen Vortrag hörte, sogleich Befehl gab, das Verhör abzubrechen und den Feldmarschall ins Gefängniß zurückzuführen.

An dem Tage, der zur Hinrichtung des Herrn Münnich, Ostermann *, Goloffin, von Löwenwolde, Mengden u. a. m. bestimmt war, lies man 6000 Mann Truppen nach Petersburg kommen, aus Furcht vor den Folgen der Theilnahme des Volks an dem Schicksale dieser vornehmen Personen. Münnich gieng durch die zwei Reihen mit festem Schritt, mit einer standhaften und bescheidnen Fassung und mit einer heitern Stirn, die von der vollkommenen Ruhe seines Geistes und einer Art Gleichgültigkeit gegen seinen nahen Tod zeugte: er beobachtete die Leute von beiden Seiten genau, und wenn er einen Offizier kannte, so grüßte er ihn höflich und nahm auf die anständigste Art Abschied von ihm. Nach diesem mannigfaltigen Abschiednehmen, als er das Schavot bestieg, redete er den Offizier, der die Truppen kommandirte, an: Mein Herr, Sie haben das Kommando, kommandiren Sie mit der Festigkeit, die Sie an mir so oft mitten in der Schlacht gesehen haben; beobachten Sie strenge ihre Schuldigkeit, und geben Sie recht bald Befehl, mich von diesem Leben zu befreien, dem ich mit Freuden entsage. Wollten Sie wohl, sezte er hinzu, indem er ihn umarmte, für Ihre Mühe und zum Andenken an den Feldmarschall Münnich,

die-

* M. sollte geviertheilt, O. lebendig gerädert werden.

dieses kleine Unterpfand meiner Freundschaft anneh- men. Zugleich gab er ihm seinen Ring von großem Wehrt, seine Dose, seine Uhr und alle Kleinode die er bei sich hatte. Der Graf Ostermann zeigte bei weitem nicht so viel Muth und Gegenwart des Geistes; vier Soldaten mußten ihn aufrecht er- halten. Dem Grafen Münnich half, ausser seiner natürlichen Geistesgröße und Energie, noch jene kindische Eitelkeit, die ihn überall in seinem Leben begleitete, und die Leidenschaft, sich einen Namen zu machen, die ihm die künftigen Geschlechter verge- genwärtigte, welche die merkwürdigen Thaten eines mit gewaltsamen und alles Mitleidens wehrtem Tode bekrönten Lebens erzählen. Da er die höchste Ehre erreicht hatte, so konnte sein erfinderischer Ehrgeiz ihm keine darbieten; nur der grausame Tod, den er zu sterben im Begrif war, konnte das Interesse ver- mehren und vergrössern, welches ihm die Welt an seiner Person zu nehmen schien. Ganz und einzig von dieser Idee erfüllt, ist es nicht zu verwundern, daß man in seinen Gesichtszügen eine Art Freude un- ter der auffallendsten Ernsthaftigkeit entdeckte. Aber wie gros war sein Erstaunen, sein Verdrus, seine Verzweifelung, als er sich in diesen schönen Hofnun- gen getäuscht sah, als auf einmal nach Vorlesung seines Todesurtheils, die Begnadigung seinen Ohren ertönte! Nun war seine Niedergeschlagen- heit und Traurigkeit ganz unverkennbar. Bittre Thränen weinend, die er nicht zurückhalten konnte, kehrte er in die Festung zurück.

Der Graf Ostermann, von dem eben die Rede gewesen ist, ist lange am rußischen Hofe in Gunst gewesen, und hat die vortreflichsten Stellen bekleidet. Er beobachtete alle Intriguen sehr genau, aus Furcht, bei den verschiedenen Partheien ins Gedränge zu kommen. Bei dem geringsten Schein einer Kabale, stellte er sich krank und blieb zu Hause, oder um sich recht zu verstellen, bestrich er sich das Gesicht mit Zitronen, und gab sich dadurch das Ansehn eines, der die Gelbsucht gehabt hatte.

Als Münnich in seinem hohen Alter die Annäherung seiner lezten Stunde merkte, so bereitete er sich mit Kälte und dem Geiste eines Christen, der von der Vortreflichkeit seiner Religion überzeugt ist, vor. Bis zum lezten Augenblick war er sich seiner bewußt und konnte reden. Nachdem er die lezten Einrichtungen zu seinem Heile getroffen hatte, fühlte er noch eine Gewissensangst, und ließ seinen Secretair Fritsch rufen, und sagte zu ihm: Sein sie so gütig, mir die Fragpunkte, die mir damals vorgelegt wurden, als man mich nach Sibirien schickte, zu holen und vorzulesen. Als das geschehen, rief er aus, gut! nun ist mir wohl; ich fürchte mich nicht, daß Gottes Gerechtigkeit mir den geringsten Vorwurf wegen dieser Dinge mache, und sterbe ruhig.

Ein Bruder des Grafen Münnich hörte von dem hohen Ansehn, wozu dieser in Rußland gelangt

 war,

war, und begab sich dahin, in der Absicht, sein Glück auf der Bahn der Ehre zu machen. Aber diese war lange für ihn verschlossen. Ein so unverhoftes, als glückliches. Ohngefähr öfnete sie ihm endlich. Unter der Regierung der Kaiserin Anna, kam in der Nähe des kaiserlichen Pallastes Feuer aus. Die Kaiserin ging hin nach dem Brande, begleitet von Anna, der Mutter des Kaisers Iwan III. und der Prinzessin Elisabeth, die diesen Kaiser hernach entthronte, und mit seiner Mutter verbannete. Der Frost war sehr hart, und in der Bestürzung mit der sie den Pallast verliessen, hatten sie ihre Pelze vergessen. Die Kaiserin und Anna fanden bald welche, dank sei es dem Eifer des Herren, die mit ihnen zugleich kamen und sich die Ehre streitig machten, sie mit ihren eigenen Pelzen zu bedekken. Elisabeth allein erstarrete fast vor Kälte, niemand wagte es ihr einen Pelz anzubieten, aus Furcht vor dem Verdacht, mit ihr einverstanden zu sein, oder die gerin•te Verbindung mit einer Prinzessin zu haben, deren Schritte mit der ängstlichen Genauigkeit bemerkt wurden. Es sei nun Mitleiden, oder die Absicht sich zu heben, Münnich gab ihr seinen Pelz. Diese Gefälligkeit, die einem jeden andern hätte nachtheilig werden können, wurde von den Feinden oder Aufsehern der Elisabeth kaum bemerkt, weil ihnen Münnichs mittelmäßige Talente gar keinen Anlas zum Verdacht gaben. Aber Elisabeth wurde gerührt und war erkenntlich wegen der Gefahr, welcher sich Münnich ihrentwegen großmüthiger Weise ausgesezt hatte. Bei ihrer Erhebung auf den Thron, gab sie ihm eine Wohnung

im

im kaiserlichen Pallast und die Stelle eines Oberhofmeisters. Die Ungnade und Verbannung seines Bruders hatten keinen Einfluß auf die Gunst, in der er sich erhielt, bis er wegen seines hohen Alters sich auf seine Güter in Liefland begab, wo er starb.

Die nehmliche Ursache, die seine Beförderung verzögerte, erhielt ihm vielleicht die Stellen und Würden, zu denen er einmal gelangt war. Er war nie der Gegenstand des Neides, der selten die Ruhe flacher Köpfe stört. Tausend Kleinigkeiten stellten seinen Unwerth ins Licht. Ganz eingenommen von seiner Figur, überlies er sich blos der Sorge für seine Toilette, und gieng nie vor einem Spiegel vorüber, ohne stille zu stehen, und sich mit einer so anhaltenden Selbstgefälligkeit zu beschauen, daß selbst ein schlecht erzogenes Frauenzimmer dafür erröthen würde. Aeusserlich war er sehr fromm. Besonders hielt er auf eine strenge Orthodoxie. Die Verfolgung, die er über die mährischen Brüder in Petersburg verhängte, so daß einige in den Gefängnissen starben, zeugt, wo nicht von seiner Bösartigkeit, doch wenigstens von seiner Sucht, sich durch irgend etwas empfehlen zu wollen.

Die Sonderbarkeit seines Charakters und seine albernen Maniren, reizten zuweilen den Has oder vielmehr die Bosheit der Höflinge. Denn die ganze Verfolgung schränkte sich auf einige Sarkasmen und witzige Einfälle ein, die ihn dem Gelächter des

Hofes aussezten. Der berühmte Boerhave, Leibarzt der Elisabeth, wollte ein Pamphlet gegen ihn herausgeben. Münnichs glücklicher Stern wollte, daß einer seiner Leute gerade in der Drukkerei war, als man den ersten Bogen abzog. Dieser merkte aus gewissen charakteristischen Zügen, daß sein Herr der Gegenstand des Spottes wäre, und nahm den Bogen mit und überbrachte ihn demselben eiligst. Münnich mit dem Beweise in den Händen, begab sich zur Kaiserin, und verlangte ausgezeichnete Genugthuung. Die Kaiserin untersagte sogleich den Druck der Satyre, aber der Fall schien ihr nicht bedeutend genug, um noch eine besondere Strafe zu verdienen. Sie glaubte einen in aller Absicht achtungswürdigen Arzt, der ihr sehr lieb war, schonen zu müssen, und lies es an nichts fehlen, Münnichs Zorn zu besänftigen; zu dem einnehmendsten mündlichen Trost fügte sie noch ein ansehnliches Geschenk an Geld. Das alles war nicht im Stande, Münichs Galle zu stillen, der aus Verdrus gefährlich krank ward. Als die Kaiserin erfuhr, daß seine Aerzte ihn aufgaben, lies sie Boerhave kommen und sagte zu ihm: Sie müssen mir einen Gefallen thun. Ihro Majestät, antwortete Galens Nebenbuhler, dürfen nur befehlen, und ich gehorche. Nachdem sie sein Ehrenwort von ihm erhalten hatte, sezte sie hinzu: Münnich ist krank, gefährlich krank; Sie sind gewissermaßen die Ursache davon; helfen Sie ihm, wenn es noch Zeit ist. Das ist der Gefallen, den Sie mir thun müssen. Boerhave antwortete nicht, sondern lief zum Kranken, dem er seine Gesundheit wieder herstellte.

Boerhave war harthörig; deswegen brauchte er bei seinen Besuchen einen Wundarzt, Namens Mauth, welcher ihm durch Zeichen die Antworten der Kranken zu verstehen gab.

Wenn ehedem einer der Großen in Rusland gefangen gesezt, oder nach Siberien verbannt wurde, so hatten seine Secretärs, sein Gesinde und alles, was zu ihm gehörte, das nehmliche Schicksal. Wenn man auch den Fall oder die Verurtheilung eines Großen vorher sah, so war er bald sich selbst in seinem Hause allein überlassen. — Emme, Secretär des Grafen Ostermann, hatte seinem Bedienten Feodor einige Aufträge auf dem Lande gegeben, als er eben zur Verbannung verurtheilt wurde. Dieser Mensch ist ganz erstaunt, als er bei seiner Rükkehr den gräflich Ostermannschen Pallast öde findet, schimpft und flucht auf seinen unbesonnenen Herrn, der abreiset, ohne es ihn wissen zu lassen, ohne den Ort seines Auffenthalts anzuzeigen, und entschließt sich, ihn aufzusuchen, in welchem Winkel der Erde er auch sein möge. Er gieng sogleich nach dem Senat, und fragte einen guten Bekannten nach Emme, seinem Herrn. Dein Herr, antwortet man ihm, wird bald in Siberien sein. — Wie, er ist so gottesvergessen, mich im Stiche zu lassen, ohne mir ein Wort zu sagen? Wissen sie nicht wenigstens, an welchem Ort in Siberien er ist? O ja, an dem und dem. — Gut, so will ich alle meine Habseligkeiten verkaufen, und ihm nachreisen, um ihn tüchtig auszuschelten. Der Senator lachte, und versuchte

es, ihn durch allerley Gründe zufrieden zu stellen, die ihn aber noch mehr aufbringen. Nein, nein, ich muß ihm den Kopf waschen, war alles, was man aus ihm herausbringen konnte. Er verkauft würklich seine Sachen, reiset mit einer kleinen Summe Geldes ab, ist so glücklich nach Siberien zu kommen, und seinen Herrn zu treffen, dem er die bittersten Vorwürfe macht. Emme war nicht glücklicher, als der Senator, ihn zu überzeugen, daß es Pflicht sei, der Nothwendigkeit sich zu unterwerfen. Als er endlich sahe, daß es ganz unnütz wäre, sich zu entschuldigen, so sagte er: In Sibirien bist du nun, aber was wilst du hier anfangen? — Schöne Frage, bei ihnen bleiben, und ihnen dienen. — Ich danke dir für deinen guten Willen und für deine Mühe; aber ich habe zu meinen täglichen Ausgaben nur so viel. — Sein sie deshalb ohne Sorgen, Herr, ich bin nicht ohne Geld gekommen, und will ihnen damit helfen, wenn sie keins haben: ohnehin sein sie versichert, daß sie nicht lange werden so entblößt sein, und man wird sie zurückrufen, wenn sie es am wenigsten vermuthen. Einige Tage nachher hatte Emme ein Kleid nöthig. Das merkte Feodor: lassen sie mich nur machen, sagte er, ich will den Schneider kommen lassen. Wie er das Kleid bezahlte, versicherte er seinem Herrn, daß weder Kleidung, noch Unterhalt, noch was es wolle, ihn in der Folge fehlen solle; jedoch unter der Bedingung, setzte er hinzu, daß sie einen Kontrakt mit mir machen. — Gern, und was für einen Kontrakt? Da sie hier nicht lange bleiben werden; wie ich ihnen versprochen habe, und ich mir vorgenommen habe,

sie

sie in meinem Leben nicht zu verlassen: so müssen sie sich verbindlich machen, mir bei ihrer Rükkehr nach Petersburg, bei jeder neuen Stelle die sie bekommen, 60 Rubel mehr Lohn zu geben. Der Vertrag ward bald geschlossen, schriftlich aufgesezt und von beiden Partheien unterschrieben. Es fiel aber eine Zeit ein, wo das gemeinschaftliche Vermögen des Herrn und des Bedienten erschöpft war. Dieser zeigte seinem Herrn die Neuigkeit lachend an, der dabei gleichsam versteinert wurde. Lassen Sie das gut sein, sagte Feodor, der Tag unserer Befreiung nahet heran. Diese Weissagungen und schönen Hofnungen Feodors wurden gegen beider Erwartung bald wahr. Vier Wochen nach diesem lezten Auftritt, ließ sich Elisabeth die Lieste der Verbannten, und derer, die in ihren Gefolge waren, bringen. Sie erstaunte, einen Haufen Sekretairs, Freunde und Bediente zu sehen, die mit den Großen des Reichs verbannt waren. Was haben denn die Leute gethan? sagte die Kaiserin. Nichts, antwortete man ihr, aber der war dem ergeben, der befand sich bey dem, als man diesen arretirte, u. s. w. Aber, bemerkte sie sehr sinnreich, es ist doch ausserordentlich, daß, da man ihre Unschuld in der Folge erkannt hat, die Order zu ihrer Rükkehr nicht gleich ausgefertigt ist. Emme kam also mit seinem Bedienten wieder nach Petersburg. Er wurde allmälig ernannt, zum Assessor und Rath des Kammer-Comtoirs, zum Vice-Präsidenten des Justiz-Collegiums von Liefland, Esthland und Finnland, mit dem Titel eines Staatsraths und Auditeurs der Garden. Das brachte dem

Feodor an die 500 Rubel Gehalt ein. Als Emme hernach mit dem St. Annen Orden beehrt wurde, verlangt Feodor abermals 60 Rubel; aber sein Herr glaubte, daß sie ihm für diesmal nicht zukämen, weil es nur blos Ehrenbezeugung, und kein Amt wäre. Aber Feodor, dem keine Gründe überredeten, drohete ihn zu verklagen, wenn er die Absicht hätte, den Vertrag zu brechen. Emme, mehr gerührt über die Anhänglichkeit seines Bedienten, als erschrokken über dessen Drohung, gab seinem Verlangen nach. Endlich ward er Präsident des Collegiums und Geheimer-Rath. Der treue Feodor starb lange vor seinem Herrn. Als er sein Ende herannähern fühlte, ließ er einen Notarius kommen, und dictirte ihm ein Testament, worinn er erklärte, daß, da er keine Erben, und ohnehin sein ganzes Vermögen seinem Herrn zu verdanken hätte, er diesem zum Universal-Erben einsezte. Auf diese Art erhielt Emme alle die Summen wieder, welche er vorgeschossen hatte, zugleich mit den Zinsen, die Feodor aufgelegt hatte. Ein seltenes, und vielleicht einziges Exempel der Treue und Anhänglichkeit eines russischen Dienstbothen.

Emme hatte selten Gelegenheit dem Feodor etwas zu befehlen. Dieser brave Bediente wuste die mehrste Zeit, durch eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit, den Befehlen seines Herrn zuvor zu kommen, und seine Wünsche zu errathen. Nichts glich seiner Wachsamkeit in allem, was die Gesundheit seines Herrn betraf. Er stand täglich sehr früh

auf.

auf. Dann war sein erstes, die Temperatur der Luft zu untersuchen. Fand er sie zu kalt oder zu feucht, so ging er in seines Herrn Schlafzimmer und sagte: Iwan Feodorowitsch, bleiben Sie nur im Bette. Heute gehen sie nicht ins Collegium, das Wetter ist zu schlecht. Zuweilen gehorchte Emme, aber wenn dringende Geschäfte ihn auszugehen nöthigten, so mußte er seine Beredsamkeit und sein ganzes Ansehn gebrauchen, um den treuen Feodor dahin zu bewegen, daß er ihn ausgehen ließ. Sie haben genug gearbeitet, sagte dieser oft zu ihm, lassen Sie jetzt die andern für Sie arbeiten: Sie werden alt und schwach, sorgen Sie für Ihre Gesundheit, Sie haben Kinder, die Ihr Haus in Ordnung halten können, oder ich will dies auch wohl auf mich nehmen.

Ich war einmal bei dem Geheimen-Rath Emme zum Essen gebeten, und ging frühe hin, um mich mit diesem gelehrten Manne zu unterhalten. Ich sahe nach der Reihe hereintreten, die auch gebeten waren. Nach rußischem Gebrauche, den Gästen Liqueur vor dem Essen zu reichen, rief er Feodor, und befahl ihm solchen zu bringen. Dieser that im Hereintreten einen Fehltritt und zerbrach die Gläser. Emme gab ihn einen Verweis, wegen seiner Unvorsichtigkeit. Jener hörte geruhig zu, mit übergeschlagenen Armen, und wartete das Ende der Vermahnung ab, worauf er antwortete: Sie haben doch gar keine Nachsicht mit Ihrem alten Bedienten. Sie sind im Stande, um neun elender Gläser willen, ihm auszuschimpfen, und ihn in Gegenwart aller dieser Herrn herunter zu machen. Ich ließ es gel-

ten wenn Sie arm wären. Wollten Sie wohl, daß man Sie für geizig hielte? Kann dergleichen nicht jedermann paßiren? Alle Gäste, und Emme zuerst, lachten herzlich über diesen Ausputzer. Mit einer solchen Vertraulichkeit betrug sich Feodor, und sein Herr, ein Mann von graden Verstande, der seine langen Dienste zu schätzen wußte, that, als wenn er diese kleine Freiheiten nicht bemerkte.

Vor Peter I. hatte man keinen Begriff von der Bevölkerung des Reichs, noch von der Zahl der Truppen, die ein Czaar auf die Beine bringen könnte. Wenn wir bis auf die Zeiten Iwan Basiliewitsch zurückgehen, so werden wir uns weniger darüber wundern, daß Rußland so lange Zeit den andern Europäischen Nationen unbekannt geblieben ist, und daß die Gemeinschaft und die Handlungsverbindungen mit der neuen Welt eher nach einem festen Plane errichtet sind, als man an die Russen gedacht hat. Unter Iwan Basiliewitsch wußten sie gar nicht, was eine regelmäßige Miliz und Dekkung der Gränzen sagen wolle. Dieser Fürst war der erste, der stehende Truppen und etwas Kriegszucht einführte. Wenn Krieg entstand, so kam ein jeder Edelmann mit seinen Bauren Dienste zu thun. Der vornehmste Wetteifer dieser Edelleute betraf nicht die Vertheidigung des Vaterlandes, sondern die Behauptung ihres Rangs, und die Verdrängung derer, die mehr waren als sie. Alle Familien waren auf Befehl eingeschrieben in den Rosroednie-Knigi, oder militärischen Dienstregistern, die bei dem Rosroed

oder

oder obersten Tribunal niedergelegt wurden, bis zur Errichtung des dirigirenden Senats. Dieser Rosroed, dem der hohe und niedre Adel, und alle die dem Czaar dienstpflichtig waren, untergeordnet waren, wies einem jeden Edelmann seinen Rang und seine Schuldigkeit an. Die Subordination, die die Seele einer Armee ist, war schwer bei den rußischen Truppen einzuführen. Man sah es als einen großen Schimpf an, unter jemandes Befehl zu stehen, der nicht mit uns gleich vornehm, von gleicher Geburt und eben so alten Adel ist. Das point d'honneur, wurde in diesem Punkte soweit getrieben, daß ein Edelmann keine Befehle von einem andern annehmen wollte, dessen Vater oder Grosvater der Subaltern des seinigen gewesen war. Diese Rangstreitigkeiten, die so viele vom Dienste abhielten, waren noch außerdem eine Quelle von Prozessen, die ungeachtet der Register, bei dem Anfange eines Krieges Verwirrung und einen unauflöslichen Wirrwar verursachten. Unter der Regierung Feodor Alexiowitsch, hemmte der Fürst Wasili Wasilowitsch Galizin, ein eifriger Patriot, diese Unordnung durch den Rath, welchen er dem Czaar gab, die Stellen und Aemter künftig nur dem Verdienste zu ertheilen, alle die Register nach Hofe bringen, und in einer feierlichen Versammlung verbrennen zu lassen. Dies geschah auch den 12 Januar 1682. Wenig Exemplare sind den Flammen entgangen. Die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg hat nur drei, und ich habe zwei davon.

Dieser Staatsstreich, der sehr im Stande war, einige Ideen von Patriotismus zu erwekken, und

die Sachen in beßere Ordnung zu bringen, erleichterte keineswegs die Mittel, eine genaue Kenntniß der Kräfte des Reichs zu erlangen. Dieses letzte Projekt, war dem großen Gesetzgeber von Rußland aufbehalten. Folgende Umstände veranlaßten ihn dazu. Im Anfange des schwedischen Krieges wurden seine Truppen in der unglücklichen Schlacht bei Narwa so gemißhandelt und zerstreuet, daß er die Ueberreste davon nie wieder sammeln konnte. Wenn der junge Karl XII. weniger rachsüchtig und tollköpfig, und nicht so begierig nach der kleinen Ehre, den Polen einen König nach seinem Willen zu geben, gewesen, und auf der Stelle nach Moskau marschiert wäre, so wäre Rußland vielleicht damals ganz unterjocht. Sein zu großes Zutrauen zu seinem Glück, welches machte, daß er diesen Vortheil aus den Händen ließ, bereitete ihm von diesem Augenblick all das Unglück zu, welches erst mit seinem Leben aufhörte. Peter I. sah nach dieser Schlacht wohl die Möglichkeit noch eine Armee in der Gegend von Nowogrod und Moskau auszuheben, ein, aber er sah auch, daß eine zweite Niederlage ihm nichts weiter übrig lassen würde, als sein Heil von seinem ehrgeizigen Nebenbuhler zu erwarten. Abgehärmt von diesen verdrießlichen Vorstellungen, nahm er seine Zuflucht zu dem Rathe der Herren, die um seiner Person waren. Er unterhielt sie lange von seiner kritischen Lage. Da verfiel der General Gregorius Czernischeff, Vater des Feldmarschalls und Admirals desselben Namens, auf den Poduschnoioklad, d. h. das Buch der Volkszählung des Reichs. Dieser Rath setzte den Czaar in den

Stand,

Stand, die Bevölkerung des Reichs kennen zu lernen, und einen allgemeinen Kataster zu entwerfen. Die Ausführung dieses doppelten Entwurfs, wurde auch sogleich demjenigen, der ihn gemacht hatte, anvertrauet. Ein jeder Einwohner wurde sogleich auf 70 Copeken taxiret. Um die Adelichen nicht ganz unzufrieden zu machen, erlaubte man ihnen, ihre Güter zu verkaufen oder zu verpfänden * mit den Bauren, die den Belauf dieser Contribution nicht bezahlten. In diesem Falle behielt sich der Czaar eine gewisse Anzahl Bauern vor. Diese Zählung, die in Rußland Revision genannt wird, geschieht, nach dem gesetzlichen Termin, alle 15 Jahre. Diejenigen, welchen sie aufgetragen ist, verfahren dabei sehr obenhin. Viele Contributionsfähige sind gar nicht verzeichnet in dem Poduschnoiklad. Dies ist eine Gelegenheit für die Revisoren etwas zu machen. Der Dragoner Capitain, der 1745 die Revision Jenißeisk in Siberien hatte, machte 90,000 Rubel dabei. Sein Betrug ward entdeckt, und er arretirt; aber die Hälfte von diesem Gewinn mit Geschicklichkeit unter den Richtern vertheilt, verband ihnen die Augen, und machte ihn frei.

Peter I. hat also den Poduschnoioklad eingeführt, und Rußland dankt ihm noch tausend andere eben so nützliche Einrichtungen. Aber die Ausdehnung dieses Reichs, der Zustand in welchem er es vorfand, und endlich der frühzeitige Tod dieses Für-

* Die Adelichen, damals noch Sclaven, besassen ihre Güter nur als Lehen, und hatten nicht das volle Eigenthumsrecht, welches darinn besteht, es ganz veräussern zu dürfen.

Fürsten, waren unübersteigliche Hindernisse zur Ausführung des Plans, die Russen mit andern europäischen Nationen ins Gleichgewicht zu setzen. Vielleicht hätte er einen großen Theil davon ausgeführt, wenn er unter denen, die an der Spitze seiner Armeen, der Gerichtshöfe und der Provinzen waren, Köpfe und Mitarbeiter, seiner würdig, gefunden hätte. Das, was man zu seiner Ehre sagen kann, ist, daß die Russen in der Civilisirung nicht weiter fortgerückt sind, als sie beim Ende seiner Regierung waren.

Er hat sich unendliche Mühe gegeben, um die alten lächerlichen und abergläubischen Gebräuche, wovon es in Rußland wimmelte, abzuschaffen. In manchen Dingen ist es ihm gelungen. Dem ohnerachtet sieht man in manchen Gouvernements noch die Weiber sclavisch an einem mehr als gothischen Puze und Anzuge, der vor mehr als 300 Jahren galt, kleben. Reich bekleidet gehen sie mit blossen Füßen, die Pantoffel in der Hand, über die Straße.

Der Kopfpuz der verheiratheten Frauen ist von dem der Mädchen sehr verschieden. Diese machen sich aus einer doppelten blauen seidenen oder andern Schnur einen Kranz, der nach der Stirne zu, hoch ist, und sich nach hinten zu verliert, oder mit den Haaren verpflochten wird. Reiche Mädchen zieren ihn mit Edelsteinen und Perlen. Die verheirateten Frauen tragen eine Art platter Mützen von länglichter Form, wie der Mädchenkranz, aber ohne Oef-

nung in der Mitte, denn sie würden sich für beschimpft halten, wenn sie ihre Haare sehen ließen. Sowohl die Weiber als die Mädchen, befestigen über der Stirne mit vieler Kunst ein seidenes Tuch, welches über den Rücken herabfällt, und zur Erhöhung natürlicher Reize und eines schönen Wuchses viel beiträgt.

Gegen die langen Bärte kämpfte Peter I. beständig und lebhaft. An allen Schlagbäumen von Moskau hatte er Barbiere hingestellt, welche die Vorbeigehenden anhielten, (die Privilegirten ausgenommen, welche eine Quitung, daß sie die Geldstrafe erlegt hatten, vorzeigen mußten) und während der Operation niederknien ließen. Dieser Befehl verschafte ihm den Namen des Antichrists, und verursachte zu Astrakan einen Aufruhr, den er nur durch 20,000 Mann Truppen stillen konnte. Die Russen haben für ihren Bart eine religiöse Ehrfurcht. Die, welche gezwungen wurden, auf diese Art sich rasiren zu lassen, hoben ihn sorgfältig auf, und steckten ihn in den Busen. Die, welche den Bart tragen, lassen kein Haar daraus fallen, ohne es in einem Stück Papier aufzuheben, um es mit sich begraben zu laßen und dem heiligen Nikolaus am jüngsten Tage zu übergeben. Diese Bartträger (barbistes) sind noch jezt sehr häufig, und sie bezahlen lieber die Geldstrafe oder ein jährliches Kopfgeld, welches von einer Kopeke bis auf 100 Rubel nach dem Vermögen der Uebertreter steigt: es giebt für diese Abgabe eine eigene Kupfermünze, die einen starken Bart vor-

stellt,

stellt, und auf der andern Seite die Innschrift hat: Dengi Vasti d. h. die Strafe ist bezahlt.

Alexis Michaelowitsch gab ein Gesez, vermöge dessen, jeder Tatar, der in seinem Lande nur ein bloßer Edelmann war, Knås (Russischer Fürst) sein sollte, sobald er sich taufen liesse und den griechischen Glauben annähme. Dies war eigentlich nur eine List, um die Tatarn an sich zu ziehen, und ihre häufigen Einfälle auf seine Staaten, wobei sie ihm oft 20 bis 30,000 Einwohner wegführten, abzuhalten. Sie liessen sich aber nicht fangen durch diese Lockspeise. Sie fuhren fort, Rußland feindselig zu behandeln, und sobald sie sich haben taufen lassen, werden sie in den Poduschnoi-Oklad eingeschrieben, und Sklaven so gut, wie die Bekenner anderer Religionen, zu deren Vortheil Alexis jenes Gesez nicht gegeben hat.

Dieses Titels eines Knåsen, bedient sich in Georgien ein jeder, der 20 oder 30 Häuser besizt, oder das Amt eines Starchin (Aeltesten) oder Natschalnik (Commendanten) verwaltet. Es bedeutet dieser Titel daselbst nichts, als einen Edelmann; indessen beehrt man im russischen Reiche dennoch die Georgier damit; welche ihn sich in ihrem Vaterlande zueignen.

Der

Der rußische Adel war vor Alters eben so abhängig von dem Czaar, wie der geringste unter den Bauern; bis zu Peter des ersten Zeiten waren alle Bittschriften an den Landesherrn nicht mit dem Namen des Supplikanten unterzeichnet, sondern mit dem Diminutif desselben, zum Zeichen der Unterthänigkeit gegen seine kaiserliche Majestät. Der Patriarch und die Geistlichen sezten zu ihrer Unterschrift noch hinzu: Dein Fürbittter bei Gott: die Bojaren, Edelleute und Fremden bei der Armee, dein Knecht: die Kaufleute und Bauern, dein Sklave: die Kanzellisten, dein Beamter u. s. w. Peter der Große zu vernünftig, sich den Weihrauch so plump streuen zu lassen, kürzte diese Art Unterschriften und die Menschen herabwürdigenden Benennungen ab. Uebrigens lies er nichts von dem Bande ihrer Sklaverei nach. Peter III. gieng weiter als Peter I.; er zerbrach die Fesseln des Adels, weil er glaubte, es zieme einem Kaiser nicht, um seinen Thron nur Sklaven zu sehen. Er sezte den russischen Adel daher auf denselben Fuß wie den Esthländischen und Liefländischen, der sich immer frei erhalten hat. Im Enthusiasm der Dankbarkeit beschloß der rußische Adel, Peter des dritten Namen, und das Andenken an diese heldenmüthige That zu verewigen, durch eine goldne Bildsäule. Aber wie gros mus das Erstaunen, die Verzweifelung und die Reue dieses Fürsten gewesen sein, (wenn uns Großmuth und Gerechtigkeit gereuen können) als er eben diesen Adel, den er einige Monate vorher freigemacht hatte, uneingedenk der dem Landesherrn schuldigen Treue, und der Wohlthaten,

 wo-

womit er ihn überhäuft hatte, sich mit den Verräthern vereinigen sah, die ihm nach der Krone strebten, und sein Degengehäng entrissen, um es zum Werkzeuge seines Todes zu gebrauchen.

Während der ganzen Zeit, als Rusland unter der Herrschaft der Tataren war, erhielten die Großfürsten ihre Würde nur mit Genehmigung der Pforte, die ihnen einen jährlichen Tribut auflegte. Wenn sie am Ottomannischen Hofe eingeführt wurden, so mußten sie, wie man das damals nannte, durch zwei Feuer gehen, um sich zu reinigen, (ihre Gegenwart verunreinigte wahrscheinlich die hohe Pforte) ehe sie die Fahne mit dem Zeichen X empfiengen, welche das Siegel zu ihrer Ernennung, und die Anerkennung ihrer Abhängigkeit als Lehnsträger war. Sie mußten bei dem Tartarchan die niedrigsten Dienste verrichten. Stieg er zu Pferde, so mußten sie ihm Zaum und Steigbügel halten. Sie wagten es nicht, den Titel Großfürsten anzunehmen, den ihnen ihre Unterthanen gaben. Sie begnügten sich mit dem eines Gospodar Wseja Rossie, (Herrn von ganz Rußland) den ihnen die Pforte zugestand. Es waren in Rußland türkische Kommissarien zur Erhebung des Tributs niedergesezt. Die Geistlichen konnten sich dieser Abgabe nicht anders entziehen, als wenn sie durch Deputirte an die Pforte Exemtionsbriefe bekamen, wovon man noch in den Russischen Annalen das Muster findet. Wie sich doch die Zeiten geändert haben!

Als Iwan Basiljewitsch von seiner Gemahlin, die eine Griechin war, aufgemuntert, das tatarische Joch abschütteln wollte, so verweigerte er den in Moskau wohnenden Kommissarien den Tribut. Da diese gar keine Rücksicht auf seinen Befehl nahmen, so sah er sich genöthigt offenbare Gewalt gegen sie zu gebrauchen. Er vertrieb sie aus dem Hauptquartier, welches ihnen angewiesen war, ließ diesen Theil der Stadt niederreissen, und daselbst eine Kirche bauen, die er Iwan-nabulwanoff, d. h. Johannes über die Götzen, nannte.

Eben dieser Czaar hat den Gebrauch eingeführt, oben auf die Thürme Kreuze zustellen, deren unterer Theil auf einem halben Monde, wie in dieser Figur stehet, als eine Anspielung auf den Sieg des Kreuzes über den halben Mond.

Der Patriarch war ehedem die vornehmste Person im Staate nach dem Czaar, wenn er nicht sogar zuweilen mit ihm ein gleiches, oder noch höheres Ansehn hatte *. Der Czaar küßte ihm ehrerbietig die Hand. Er und sein ganzer Klerus wurden vom Volk als Halbgötter verehret.

Er war oberster Richter in allen geistlichen Sachen. Auch war seine weltliche Macht ungeheuer. Die Geistlichkeit war nur bei den schwersten Verbrechen der weltlichen Gerichtsbarkeit unterworfen.

Der Patriarch oder Metropolitan wurde ehedem von der ganzen versammelten Geistlichkeit erwählt. Da diese allgemeine Zusammenberufung die Zahl der Bewerber vermehrte, so entstanden daraus

 man-

* Siehe oben. S. 12 und 13.

mancherlei Unordnungen. Basilius Basilowitsch schafte sie ab, und lies dem Klerus nur die Freiheit, ihm eine gewisse Zahl von Kandidaten vorzuschlagen, wovon er einen auswählte. Diese Ernennung vom Czaar mußte nachher vom Patriarchen zu Constantinopel bestätiget werden, und dies geschah nicht ohne eine große Summe Geldes. Dieser oberste Geistliche hatte die Gewohnheit, öfters Bevollmächtigte nach Rußland zu schicken, um Kontributionen zu seinem Unterhalt einzuheben. Alexis Michaelowitsch befreiete sein Land von dieser Dienstbarkeit. Ehedem sezten die Einkünfte eines russischen Patriarchen ihn in den Stand, einen Pomp wie der reichste Fürst zu unterhalten, und zugleich große Reichthümer für seine Erben aufzuhäufen. Ich habe in dem Pallaste des Patriarchen zu Moskau sechs Schränke gesehen, worinn 77 priesterliche Kleider aufbewahrt wurden, eines noch prächtiger als das andere, und so mit Perlen, Edelgesteinen und Gold bedeckt, daß sie so steif wie ein Stück Metall waren. Ich habe daselbst gleichfalls Stäbe gesehen, deren Canelirung eben so kostbar ausgelegt waren; so wie auch silbernes, vergoldetes und selbst goldenes Küchengeschirr. Ein Theil von diesem Geschirr ist, wie man sagt, weggenommen. Die Bibliothek ist ziemlich schön. Sie enthält viele russische, slavonische, polnische und orientalische Manuskripte. Unter den russischen und slavonischen Manuskripten, zeichnen sich die der Sophie der Schwester Peter I. und einiger andern Prinzessinnen aus, die man in Rusland sehr schäzt.

Un-

Ungeachtet der wenigen Gemeinschaft Ruslands mit andern europäischen Völkern, sind die russischen Priester von Alters her doch eben solche Betrüger gewesen, als viele Priester anderer Religionen: von demselben Geiste durchdrungen, waren sie eben so sehr bemühet die Augen des Volks mit der Binde der Unwissenheit zu verdecken. Man hatte von Polen eine Presse gebracht, die mit Genehmigung des Czaar Alexis Michaelowitsch zu Moskau in einem Hause aufgestellt wurde. Die Geistlichkeit wurde hierüber entrüstet, wiegelte das Volk auf, und lies das Haus anzünden. Dieser schändliche Auftritt verzögerte die Einführung der Buchdrukkerkunst in Rusland, bis auf die Zeiten Peter I.

Unter der Regierung Alexis Michaelowitsch, befand sich ein persischer Gesandter, nach Dännemark auf seiner Reise nach Rusland, grade in Moskau, als eine Sonnenfinsterniß nahe war. Sein Sekretair, ein Sternkundiger, hatte ihre Grösse in dieser Stadt berechnet, und gefunden, daß sie beinahe total sein würde. Diese Vorhersagung, mit Bestimmung des Tags und der Stunde u. s. w. verbreitete sich bald, und fand keinen Glauben. Man glossirte nur über die Anmaßung eines Menschen, der von einer solchen Erscheinung unterrichtet zu sein glaubte, die doch nur Gott wissen und leiten könne, und über die Dumdreistigkeit sich dessen zu rühmen. So oft der Secretair sich auf der Straße sehen lies, hatte er einen großen Haufen Menschen hinter sich, die ihn mit vieler Aufmerksamkeit betrachteten. Er

schrieb dieses Zusammenlaufen der Neugierde, einen Fremden zu sehen, zu, und hatte gar kein Arg daraus. Als aber der Tag der Finsternis erschien, und seine Vorhersagung in allen Punkten eintraf, so umringte der Pöbel gegen Abend sein Haus, und verlangte mit großem Geschrei, man solle ihm den Hexenmeister ausliefern, der die Sonnenfinsternis verursacht hätte, um ihn zu verbrennen oder zu zerreissen. Wenn der Czaar nicht Wache geschickt hätte, die ihm seine Flucht erleichterte, so würde er die Zahl der Schlachtopfer vermehrt haben, die das Unglück hatten, unter Barbaren aufgeklärt zu sein.

Beim Anfange der Regierung Peter I. hatte einer seiner Wundärzte ein Skelet, welches er unvorsichtiger Weise ans Fenster gestellt hatte, so, daß es sich jedesmal vom Winde bewegte. Einige Strelitzen, die duuch den Schall eines Instruments, worauf der Wundarzt spielte, herbeygezogen waren, richteten unglücklicher Weise ihre Augen auf das Fenster, und wurden so bange, daß sie aus allen Kräften nach den kaiserlichen Pallast liefen, wo sie erzählten, sie hätten ein Todtengerippe sich taktmäßig nach dem Klange einer Zitter bewegen gesehen. Dieser Bericht wurde hernach von einigen Personen, die eigentlich hingeschickt waren, die Wahrheit zu untersuchen, bestätigt, und der Wundarzt wie ein Zauberer zum Tode verurtheilt. Dieses Urtheil würde auch vollzogen worden sein, ohne einen gewissen Bojaren, der ein Freund des Wundarztes war, und Zutritt beim Czaar hatte, dem er vorstellte,

stellte, daß dieses Skelet dem Wundarzt bei der Anatomie nöthig wäre. Die Verwendung des Bojaren rettete ihm das Leben; da er sich aber in Rusland nicht sicher sah, so verlies er dasselbe. Das Skelet wurde zur Schau durch die Gassen geführt und hierauf verbrannt.

Bis zum Jahr 1700 berechneten die Russen ihr Datum nur nach der Schöpfungs-Epoche. Ihr Neujahr fieng den ersten September an, und sie beginnen es mit grosser Feierlichkeit. Peter der Große, der die Idee hatte: den russischen Stiel dem europäischen gleichzusetzen, fand bei seinen Unterthanen viele Hindernisse, welche ihm entgegensezten: Der weise und gütige Gott hat die Welt im Herbst erschaffen, wenn die Erde mit reifen Früchten und Lebensmitteln bedekt ist, und nicht im Winter, wie die andern Europäer glauben, zu einer Zeit, wo die Erde mit Schnee bedekt ist. Der Czaar antwortete ihnen, sie sollten die Augen nur auf die Weltkarte werfen, und lies sie bemerken, daß Rusland nicht der ganze Erdboden, und daß, wenn bei ihnen tiefer Winter wäre, die jenseits des Aequators in gleicher Breite liegenden Länder, Sommer hätten. Dieser Fürst, der besser als jemand anders wußte, wie schwerlich die augenscheinlichsten und handgreiflichsten Wahrheiten in ein vom Aberglauben verkrüppeltes Gehirn Eingang finden, merkte wohl, daß es nicht genug sein würde, den Russen die Ungereimtheit ihrer Vorstellungen zu zeigen, um sein Vorhaben zu vollenden, und daß es nothwendig

 sein

sein würde, die Köpfe zu täuschen, und vorzüglich die Augen zu blenden, um das Gute oder Böse zu bewirken. Er lies also den ersten Januar 1700 ein Jubiläum ankündigen, welches eine ganze Woche mit Abfeurung der Kanonen und Klokkengeläute gefeiert werden sollte; die Häuser sollten von aussen bei Tage mit bunten Tapeten geziert, und bei Nacht erleuchtet werden. Dies wurde allen Eigenthümern der Häuser anbefohlen. Zugleich verboth er bei schwerer Strafe, sich bei der Verwaltung der Justiz und anderer Geschäfte des alten Datums zu bedienen. Nichts destoweniger wurde diese Neuerung von ihren Gegnern, als ein heftiger Angriff auf ihre Religion angesehen.

Vor der Regierung Peter I. traf man in Rusland, selbst unter den Geistlichen, selten jemand an, der eine andere als seine Landessprache verstand. Die Geistlichkeit, die selbst sehr unwissend war, verschlos ihrer Heerde, so viel möglich, alle Gelegenheit des Unterrichts. Ein sehr wirksames Mittel war, sie aller Art von Lektür zu berauben. Sie war aus zwei Gründen sehr wachsam in diesem Punkt; denn erstlich berechtigte fremde Unwissenheit sie zur Faulheit, und sicherte sie vor Demüthigungen; und zweitens war sie überzeugt, daß alle Verbesserung der Erziehung nur dazu diente, den priesterlichen Einfluß auf alle Theile der Regierung zu verringern. Sie stellte den alten Czaaren vor, daß das Studium der Sprachen sowohl dem Staate als der Kirche gefährlich wäre, und daß es die lebhafte

und biegsame Jugend zur Annahme der Gebräuche und Sitten, so wie der Sprache der Ausländer verleiten könne. Die heutigen Russen sind von einem Extrem zum andern übergegangen, um sich von dem Vorwurfe ihrer ehemaligen Unwissenheit zu reinigen. Ich habe viele gesehen, die vor ihren Vorfahren keinen andern Vorzug hatten, als daß sie aus sieben verschiedenen Sprachen einige Worte auf eine so verworrene als unfruchtbare Weise in ihrem Kopfe aufgehäuft hatten. Ein Beweis von ihren geringen Fortschritten in Wissenschaften und Künsten, ist die lächerliche Hochachtung, die sie für ein mit dergleichem Wuste angefülltes Gedächtnis haben, und woraus ihr Sprichwort entstanden ist: „Niemand ist wirklich gelehrt, der nicht sieben Sprachen weis".

Das, was die noch rohe russische Nation am mehrsten den gebildetsten Nationen nähert, und worin sie dieselben vielleicht übertrift, ist die Gaunerei. Ich zweifle sehr, ob alles das, was man von den Gaunern und Beutelschneidern in Paris und London erzählt, gegen das komme, was ich selbst in Petersburg gesehen habe. Und wenn auch die Geschicklichkeit streitig wäre, so ist es doch gewis die Zahl der Diebstähle, die täglich in der leztern Hauptstadt vorgehen, und wovon die Liste größer ist, als in den beiden andern zusammengenommen, nicht.

Ich gieng einmal mit einem Freunde in die Kirche der Festung von Petersburg, als gerade Wasser geweihet wurde. Noch waren wir keine halbe Stunde da, und zwar dem Intendanten gerade gegen über,

 als

als wir bemerkten, daß ich meine Tobacksdose und mein Freund seine Uhr nicht mehr hatte. Sobald wir unsers Verlustes gewis waren, war unser erstes, um uns herzusehen; aber wir sahen lauter Menschen auf Knieen, deren Gesichter vielen Eifer und Zerknirschung zeigten.

Ein andermal gieng ich vor eben dieser Festung allein spazieren. Ich bemerkte vor mir die Bewegung eines Schattens, als wenn jemand hinter mir wäre. Ich kehrte mich um und sahe niemand. Einen Augenblick hernach kam derselbe bewegliche Schatten und dieselbe Neugierde von meiner Seite. Da sah' ich einen jungen Menschen, der, als ich das erstemal seinen Schatten gewahr geworden, sich mit mir zugleich umgedreht hatte; jezt entfernte er sich schnellfüßig, ein Siegeszeichen hoch in der Hand haltend, welches ich, indem ich in die Tasche griff, bald für mein Schnupftuch erkannte. Im Fliehen sahe er mich an, und hatte mich mit einer Gewandheit zum besten, worüber ich selbst lachen mußte.

Unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth, fanden es die vornehmen Herren es sehr auffallend, daß ihnen allemal, wenn sie von Hofe nach Hause kamen, etwas fehlte, als, Ringe, Uhren, u. s. w. Anfänglich achtete man wenig auf diese Klagen, aber sie wurden so oft wiederholt, daß diese Fürstin Polizeibeamte kommen ließ, und denselben befahl, im Pallast zu bleiben, und den Urhebern dieser Diebstähle aufzupassen. Das Stehlen unterblieb doch nicht. Man verdoppelte die Spione, und ertappte endlich einige junge Bursche, auf die man gar keinen Verdacht gehabt hatte, auf der That. Man

setzt

sezt sie fest, man verhört sie, und entdekt viele von ihren Mitschuldigen, die unter einander eine Verbindung errichtet hatten, und gleichfals festgesezt wurden. Auf den Bericht, der der Kaiserin abgestattet wurde, befahl diese, sie ihr vorzuführen, um eine Probe ihrer Kunstfertigkeit zu sehen. Alle wurden, an einem langen Strick gebunden, an einem Gallatage nach Hofe geführt. Hier wurde ihnen erlaubt, von ihrer Geschicklichkeit Gebrauch zu machen. Sie baten sich nur ein wenig mehr Freiheit aus, um sich den Leuten nähern, und mit ihnen ein Gespräch anfangen zu können. Jeder war auf seiner Hut, um nicht den Schimpf zu haben, gewarnt, und doch bestohlen zu sein. Nach zehn Minuten wendeten sie sich an die Kaiserin, und ersuchten sie, die Gesellschaft zu fragen, ob niemand etwas vermisse. Zugleich legten sie zu ihren Füßen eine Menge Kleinode und Kostbarkeiten nieder, die auf der Stelle ihren Herrn fanden. Elisabeth war erstaunt über diese Gewandheit, aber, sie glaubte, sie eben deswegen nicht wieder in die Gesellschaft lassen zu dürfen, sondern schickte sie auf die Katorga (Galeere)

Nichts ist in Rusland gewöhnlicher und leichter, als, falsche Zeugen, Räuber und Meuchelmörder zu erkaufen. Statt tausend Beispiele, die ich als Beweise, dieser leider nur zu wahren Behauptung anführen könnte, nur dies eine. Unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth, fügten zwei Kaufleute in Moskau, die unversöhnliche Feinde waren,

sich alles nur ersinnliche Uebel zu. Einer kam endlich auf den Einfall, das Haus seines Feindes abzubrechen, während dieser in der Kirche wäre. Durch Geld gewann er einige Matrosen, die die Ausführung auf sich nahmen, und versprachen, alle Schmerzen der Batoggen und der Katze (eine Art Geissel) auszuhalten, ehe sie sich für schuldig bekennen, oder ihn angeben wollten. Den ersten Sonntag nach dieser Abrede, wurde das Haus abgebrochen, und der Platz so gereinigt, daß der Eigenthümer, als er aus der Messe kam, anfänglich glaubte, er habe sich in der Straße geirrt. Von seinem Unglück endlich nur zu sehr überzeugt, brachte er seine Klage bei der Polizei an. Auf die Aussage der Zeugen, wurden die Matrosen einer nach den andern eingezogen, hielten die obengenannten Arten von Tortur aus, und leugneten in Gegenwart der Zeugen, die behaupteten, sie recht gut zu kennen. Nach diesen ersten Versuchen, nahm der Richter die Knute zu Hülfe. Da gab der eine von den Matrosen, seinen Mitschuldigen zu verstehn, daß sie nun ihres Eides entbunden wären. „Wir sind bezahlt, sagte er zu ihnen, das Haus niederzureissen, und die Batogge und die Katze auszuhalten. Von der Seite ist er uns nichts mehr schuldig, und wir haben unsere Verpflichtung buchstäblich erfüllt. Von der Knute ist in unsrer Abrede die Rede gar nicht gewesen, und für diese Strafe, woran wir gar nicht gedacht haben, haben wir nichts empfangen. Wir müßten wohl Narren sein, sie uns so umsonst gefallen zu lassen. Wer hindert uns, uns durchzuhelfen, wenn wir die Wahrheit gestehen? Las ihn sehen, wie er nachher

her davon kommt." Aber diese Verbrecher wurden mit ihrem Rädelsführer nach der Strenge der Gesetze gestraft.

Der Geist der Raubsucht beseelet nicht allein die gemeinen Russen, sondern leitet eben so oft die Großen und die obrigkeitlichen Personen. Die mehrsten meiner Leser haben vielleicht von Schemekin oder Schemekina-Soud d. h. dem Urtheilspruch des Schemekin gehört. Dieser hatte schon lange in einem Prozeß zu entscheiden, der wegen eines Wechsels geführt wurde, wobei der Schuldner einer seiner guten Freunde war. Der Gläubiger über den Schnekkengang der Justiz ungeduldig, gieng zu Schemekin auf die Kanzlei, mit einem großen Sack' auf dem Rükken, den er vor ihm niedersezte. Der Gouverneur, lüstern gemacht durch den Anblik des Sacks von großem Umfange, dessen Gewicht ihm beträchtlich schien, nahm ihn artig auf, sagte ihm, er solle ihm nur in die Kanzlei folgen, wo er seine Sache auf der Stelle abmachen wollte. Der Gläubiger folgte ihm mit dem Sakke, den er in einem Winkel niedersezte. Schemekin gab Befehl, betrieb die Sache und entschied dahin, der Acceptant sei verurtheilt, dem Innhaber des Wechsels die Summe mit den Zinsen bis zu dem Tage der wirklichen Zahlung zu bezahlen. Als der Gläubiger dies Urtheil in Händen hat, nimmt er seinen Sack wieder auf, empfiehlt sich den Richtern, wünscht ihnen Glück und und Segen und geht weg. Schemekin, der ihn ohne Umstände mit dem Sakke weggehen sah, lief, ohne

ohne sich zu schämen, hinter ihm her und sagte: Aber mein Freund, ich glaubte, daß das, was ihr da traget, zur Belohnung für meine Mühe und geleisteten Dienste sein sollte, da ich euch ein so günstiges Urtheil gesprochen habe. Allerdings, mein Herr, antwortete der andere, war das, was ich trug, für Sie bestimmt. Aber sehen Sie, indem er den Sack auf die Erde warf, Kieselsteine sind es, die ich Ihnen an den Kopf werfen wollte, wenn Sie mir mein Recht noch länger vorenthalten hätten. Mein Recht ist mir geworden, ich nehme also meinen Sack mit Vergnügen wieder mit. Seit diesem Auftritte darf der, welcher nicht zu seinem Rechte kommen kann, oder glaubt, daß ihm zunahe geschehen, uur rufen: Schemekina-Soud, so werden die Richter bange.

Kaum war Peter III. den 5 Januar 1762 auf den Thron gestiegen, als er sich vornahm, Iwan III zu besuchen, der seit dem 16 Dezember 1741 dethronisirt war und seitdem in der Vestung Schlüsselburg schmachtete, wo er gestorben, oder vielmehr den 15 Julius 1764 ermordet ist. Iwan ward mit seinen Eltern aus einem Gefängnis in das andere geschlept. Diese unglücklichen Personeu wurden anfänglich in die Festung Riga, dann in die Dünamünder Schanze, in die Stadt Oranienburg (im Gouvernement Woronesch) zu Colmogorod, vierund zwanzig Werste von Archangel, und endlich in die Festung Schlüsselburg, die sich mitten im Ladoga-See erhebt, gesperrt.

Das

Das Wasser war gerade gefroren, und man suchte Petern durch die Vorstellung der Gefahr, abzurathen. Aber keine Ueberredung war im Stande, ihn von seinem Vorhaben zu bringen, und die Reise ward auf den andern Tag festgesezt. Seine Begleiter waren der Oberstallmeister Lwolf Alexander Narischkin, der Staatsrath Wolkoff, und der Polizeimeister von Petersburg, der Baron Korff, den er den Abend vorher durch seinen Generaladjudanten, den Baron Ungern Sternberg, einen Liefländer, hatte benachrichtigen lassen. Da er wollte, daß dieser Besuch im strengsten Incognito vor sich gehen sollte, so hatte er seine eigne Ordre beigesteckt, vermöge welcher der Kommendant gehalten wäre, diesen vier Herren die Thore der Festung zu öffnen, so, daß sie frei in derselben umhergehen, und bis in das Zimmer des Kaisers Iwan kommen, und sich mit demselben, ohne Beisein des Kommendanten unterhalten könnten, der sich entfernen sollte, wenn er sie eingeführt hätte. Ueberdem hatte Peter dem Narischkin, der groß, wohlgewachsen, und ein schöner Mann war, aufgetragen, sich so zu nehmen, daß man ihn für den Kaiser hielte. Ein jeder erwies ihm auch die Ehrerbietung, aber Iwan wurde nicht dadurch getäuscht. Es sei nun, daß die, welche zu Kronenträgern erzogen werden, von der Natur das Zeichen ihrer Würde, in ihrer Figur eingedrückt haben, oder, daß ihre Unterthanen diese erhabne Miene, den Gang, und das freie und leichte Wesen eines Herrschers, nicht nachzuahmen, verstehen; genug, Iwan erkannte gar bald, nachdem er Peter

und Nartischkin wechselsweise genau angesehen hatte, den würklichen Kaiser, und warf sich zu seinen Füßen. „Sire, sagte er zu ihm, sie sind mein Gebieter. Ich will sie nicht durch lange Bitten belästigen. Mildern sie die Härte meines Schicksals, seit Jahren seufz' ich hier in diesem finstern Kerker. Die einzige Gnade, die ich mir von ihnen ausbitte, ist, mir zu erlauben, von Zeit zu Zeit mehr frische Luft zu schöpfen.“ Peter wurde vom Anfange dieser Scene gerührt; stehen sie auf, sagte er zu Iwan, indem er ihm sachte auf die Schulter klopfte, sein sie wegen der Zukunft ohne Sorgen. Ich werde alle Mittel, die in meiner Gewalt sind, gebrauchen, um ihre Lage zu erleichtern. Könnte ich ihnen doch einigen Trost geben. Sagen sie mir, Prinz, erinnern sie sich noch wohl, all' des Unglücks, das ihnen ehedem begegnet ist? Die größten Leiden, antwortete Iwan, sind mir in meiner Jugend begegnet. Ich erinnere mich ihrer nicht mehr. Das nur weis, seit dem Augenblicke, da ich mein Elend zu empfinden, anfieng, habe ich unaufhörlich meine Thränen und Klagen, mit den Thränen und Klagen meiner Eltern, so lange wir noch bei einander waren, vermischt. Den lebhaftesten Schmerz empfand ich über die schlechte Behandlung, die sie bei dem Transport von einer Festung zur andern erdulden mußten, und besonders dann, wann wir von Offizieren bewacht wurden, die die größten Unmenschen waren. Hier unterbrach ihn Peter, kennen sie die Namen dieser Offiziere? — Nein Sire, wir waren nicht neugierig sie zu wissen. Wir hüteten uns, soviel möglich, sie nicht zu sehen. Wir dank-

ten

ten dem Himmel auf den Knieen, wenn diese Ungeheuer durch andere minder harte Offiziere abgelöst wurden. Nie werde ich die Güte und das mitleidige Herz eines Offiziers, der bei uns die Wache hatte, vergessen. Ihn begleitete beim Abschiede unsere Hochachtung und Bedauern. Durch unzähliche Aufmerksamkeit kam er uns zuvor. Durch allerlei Gefälligkeiten und Höflichkeiten erleichterte er die Last unseres Elendes. — Erinnern sie sich nicht mehr des Namens dieses braven Mannes? — Sehr wohl, Sire, er nannte sich Korff. — Das war eben der Polizeimeister, der den Kaiser begleitete; schluchzend konnte dieser kein Wort vorbringen. Peter vergos Thränen, und entfernte sich einige Minuten, um sich von seiner Verwirrung zu erholen, und lies so lange den Ungern Sternberg bei Iwan allein. Durch welches Misgeschick sind sie denn hier? sagte der Baron zu ihm. Wer kann sich, versezte Iwan, vor den Razboniks (Straßenräubern) in Acht nehmen. Eines Tages kam eine Ordre, ich weis nicht von wem, an: wüthend fielen die Räuber über meine Familie her, entrissen mich denen, die ich einzig und allein auf der Welt kannte, die allein mein Zutrauen und meine Zärtlichkeit gewonnen hatten, meinem Vater, Mutter, Brüdern und Schwestern. Sie hat man ohne Zweifel anders wohin geschaft, und wann sie noch leben, so müssen sie den Tod ihres Sohnes und ihres Bruders beweinen. Ein Mönch unternahm es, mich nach Deutschland zu entführen. Wie wir in Smolensk anlangten, wurde ich erkannt, mein Befreier in Ketten gelegt, und ich in diesen schrecklichen Ker-

ker geworfen. — Was glauben Sie denn, welches wird das Schicksal unsers Kaisers sein? — Wenn ich nach der Idee, die ich mir von den Russen gemacht habe, urtheilen soll, so wird es nicht glücklicher sein, als das meinige. Mein unglücklicher Vater und meine zärtliche Mutter haben mir es oft wiederholt, daß die Fremden allezeit von den stolzen Russen gemishandelt, geringgeschäzt und vom Throne gestürzt werden. Bei diesen Worten trat Peter mit den beiden andern Herrn, von dem Commandanten begleitet, ins Zimmer. Zu diesem lezten sagte er in Gegenwart Iwans: ich befehle Ihnen von nun an, diesem Prinzen alle Unterstützung zu leisten, die er verlangen wird, und ihm zu aller Zeit zu erlauben in der Festung frei spatzieren zu gehen. Ich werde Ihnen bestimmtere schriftliche Order zuschikken, nach welcher Sie künftig ihr Betragen gegen diese geheiligte Person einzurichten haben.

Wie er aus Iwans Zimmer herausgieng, so untersuchte er genau das Innere des Gebäudes. Er blieb auf einem leeren Platze stehen, der ihm zur Erbauung eines Hauses, worinn der unglückliche Gefangene bequem wohnen könnte, passend schien. Hier, sagte der Kaiser, sollen sogleich Handwerker hergeschaft werden, die geschwinde ein Haus für diesen Prinzen bauen sollen. Es soll neun Fenster tief sein, und der übrige Platz soll ihm zum Spatzierplatze dienen. So bald das Gebäude fertig ist, werde ich ihn selbst einführen. Hüten Sie sich besonders, ihm die geringste Unannehmlichkeit zu verursachen, oder, daß er über sie klage. — Ehe der Kaiser nach Petersburg zurükkehrte, konnte

er

er nicht dem Verlangen widerstehen, noch einmal in die Wohnung des Prinzen hinabzusteigen, den er von neuem seine Gnade, und alle Bemühungen versicherte, sein Schicksal so erträglich, als die Umstände es erlaubten, zu machen. Er versprach ihm, ihm zuweilen seinen General-Adjudanten zu schikken. Dieser Besuch war so geheim, daß Georg Ludwig Herzog von Hollstein, Oncle des Kaisers, erst des Mittags erfuhr, daß sein Neffe, nicht im kaiserlichen Pallaste wäre.

Der Zustand in welchem Peter Iwan vorfand, war wohl im Stande, Mitleiden zu erregen. Ich habe schon erwähnt, daß die Festung Schlüsselburg mitten im Ladoga-See erbauet ist. Ihre Bauart ist im ältesten gothischen Geschmack. Man sieht von aussen eine Mauer, die das Ganze umgiebt, und in gewissen Zwischenräumen mit verschiedenen Thürmen versehen ist. Dieser Wall umschließt die Festung, die von erstaunlich dikken Steinen erbauet ist. Der Thurm, welcher den Haupteingang vertheidigt, hat einen Schlüssel zum Wetterhahn. Man nennt dieses Thor Czaarkaja (das Czaarische). Das zweite heißt Knaeskaja (das Fürstenthor), weil der Fürst Menzikoff vor demselben mit russischen Truppen postirt war. Der Wetterhahn des dritten ist eine Waage, als das Wapen des Admirals, der dasselbe zu besetzen kommandirt war. Zur Rechten, neben der Festung über, auf dem festen Lande, hat eine grosse Menge Russen umkommen müssen: Wenn der See vom Sturm bewegt wird, so wirft er noch von dieser Seite Gerippe und Menschenknochen aus. Wenn man in

die Festung durch das Thor zur Linken eintritt, so wird man oben und unten nur finstere Gemächer gegewahr, bestimmt für die Schlachtopfer des Ehrgeizes, des Despotimus und der Barbarei. Mitten in diesem schrecklichen Gebäude befand sich der Kerker, worinn der Kaiser Iwan der dritte schmachtete. Durch denselben ging ein langer Arm eines Schornsteins. An der Seite eines andern unterirdischen Gewölbes, dicht an diesem ersten, hatte man eine Art Kapelle angebracht, so, daß dieser Prinz die Messe hören konnte, ohne jemand zu sehen, noch von allem was in der Kapelle vorgieng, etwas zu merken. Zwei Fenster mit dikken eisernen Stangen beleuchteten wenig. Das eine war von unten bis oben mit Steinen bemauert, das andere bis an die oberste Reihe Scheiben, die man mit Stroh bekleidete, so, daß kein Sonnenstrahl durchdringen konnte. Die Finsternis wurde nur einen kleinen Theil des Tages durch eine schwache Dämmerung unterbrochen, wobei der Prinz dennoch das Licht nicht entbehren konnte. Ein Kapitain und ein Lieutenant waren beständig bei ihm eingeschlossen. Vor der Thür seines Gefängnisses hatte ein Piquet Soldaten die Wache, die im Anfange es nicht einmal wagten ihn anzureden, oder auf seine Fragen zu antworten. Dies war der Aufenthalt des unglüklichen Iwan III, der ehedem Kaiser aller Reussen war. Ein langes Hemde von dem dicksten Stoffe im Sommer, und ein weiter Pelz von Hammel-Fellen im Winter, war sein ganzer Kleidervorrath.

Die Kaiserin Elisabeth dethronisirte Iwan. Als sie in den kaiserlichen Pallast kam, um Besitz davon zu nehmen, und die Eltern des jungen Kaisers gefangen nehmen zu lassen, weckte der Zuruf des Volks: „Es lebe unsere neue Kaiserin"! Iwan in seiner Wiege, und brachte ihn zum lachen. Elisabeth, die nichts weniger als grausam war, war gerührt bei dem Anblick der Unschuld, welche die gewaltsame Unterdrükkung nicht fühlte *.

Während der ganzen Regierung Elisabeths, welche zwei und zwanzig Jahre dauerte, kam Iwan ein einzigesmal aus seinem Gefängnisse, und wie man wohl denken kann, nur um die Neugierde dieser Fürstin zu befriedigen, deren Ehrgeiz und Furcht das Mitleiden überwogen. Er kam in einer wohl verschlossenen Kutsche nach Petersburg, zu dem Groskanzler, Grafen Woronzoff: von da begab er sich nach dem Pallast des Grafen Peter Iwanowitsch Schuwaloff. Elisabeth fand sich bei diesen beiden Herren ein, und fragte ihn aus, ohne daß er jemals erfuhr, mit wem er geredet hatte.

Man behauptet einstimmig, daß er die einnehmendste Physionomie, einen schönen anständigen Wuchs, eine ausserordentlich weisse Haut, lebhafte Augen, sehr schöne Haare, und mit einem Worte, alle die Vorzüge hatte, wodurch junge Leute zu ihrem Vortheile einnehmen.

 Einige

* Ich werde in der Folge einige nähere Nachrichten von der Enthronung Iwans und der Krönung Elisabeths geben.

Einige Leute in Rusland haben behauptet, daß er im Auslande unter dem Namen: Johannes sine terra, gereiset sei: aber diese Anekdote, die gar keine Gründe für sich hat, ist wahrscheinlich nur ersonnen, wegen der Aehnlichkeit des Namens und eines Theils der Begebenheiten jenes englischen mit diesem russischen Prinzen, oder aus einem Misverständnis seiner Flucht nach Smolensk, unter der Führung eines Mönchs.

Als Peter III. von Schlüsselburg wieder zurückgekommen war, so rieth ihm sein Oheim, der Herzog Ludwig August von Hollstein, Iwan mit seinem Vater, Herzog Ulrich von Braunschweig, und dessen andern Kindern (Iwans Mutter war schon gestorben) nach Deutschland zurückzuschikken, und ihnen eine Pension, oder vielmehr eine Behandlung, die ihrer Geburt und ehemaligen Größe anständig wäre, auszumachen. Mit diesem Rathe verband er die dringendsten Fürbitten, die das empfindsame Herz seines Neffen zu bewegen im Stande waren. Peter hätte leicht den Bitten seines Oheims nachgegeben, wäre er nicht von Ministern umringt gewesen, die sich dem Rathe des Herzogs Ludwig hartnäkkig widersezten. Sie stellten dem Kaiser alle Gefahr vor, der er sich freiwillig aussezte, wenn er Iwan zurükschikte, die feindseligen Gesinnungen des preussischen Hofes, der seine Befreiung zu verschiedenen Malen, mit Bezeugung der lebhaftesten Theilnahme verlangt habe, und nun nicht ermangeln werde, früh oder spät, seine Rache

mit der Rache des entthronten Prinzen zu vereinigen; und endlich die Schande, die auf den russischen Hof zurückfallen müßte, wenn diese Prinzen wieder erschienen, die aus Mangel der Erziehung und einer langen Eingeschlossenheit, den Umgang am Hofe und selbst mit der Welt nicht hätten erlernen können, oder ganz verlernt hätten. Der Kaiser, durch diese Gründe wankend gemacht, lies es dabei bewenden, Iwan so viel Vergnügen zu verschaffen, als man in einem Gefängnisse nur geniessen kann. Er erfüllte pünktlich das, was er ihm versprochen hatte. Er schikte ihm eine anständige Garderobe, Küchengeräth und einen Koch, so, daß er eine gut zugerichtete Tafel hatte, so lange Peter III. lebte. Der Kommendant der Festung erhielt von neuem Befehle, sich seiner aufs beste anzunehmen, sich in seiner Gegenwart aufs ehrerbietigste zu betragen, ihn, so oft er wollte, die freie Luft geniessen zu lassen, und den Bau der ihm bestimmten Wohnung zu beschleunigen. Dieses Gebäude konnte vor Peters Tode nicht geendiget werden; und ist es auch noch nicht. Die Fenster und Tischlerarbeit fehlt noch daran, und Iwan ist in seinem Kerker geblieben, bis an den Tag, wo er ermordet ward.

Dieser unglükliche Fürst ist unter der kurzen Regierung Peters, zuweilen an den Hof gekommen. Eben jenem Baron von Ungern-Sternberg, seinem General-Adjudanten, gab der Monarch diesen Auftrag. Dieser begab sich in einer wohlverschlossenen Kutsche nach dem Ladoga-See, und

lies sich bis an die Festung Schlüsselburg übersetzen, von wo er Iwan nach Petersburg abhohlte. Auf dieselbe Weise, führte er ihn ganz insgeheim nach der Festung zurük.

Als sie so einmal vom Hofe wieder zurükkehrten, wurden ihre Pferde nicht weit von der Festung, oder vielmehr am Ufer des Sees, scheu, und indem eins hier, das andere dort hinrannte, zerbrach der Wagen. Iwan und Ungern hatten alle Mühe von der Welt, das Leben zu retten. Dieser Zufall sezte den Prinzen in den heftigsten Schrekken, und rührte ihn so, daß er Thränen vergos. „Mein lieber Herr, sagte er zu seinem Begleiter, dieser Zufall ist die sichere Vorbedeutung eines Unglüks, welches meiner wartet. Es ist das leztemal, daß ich Sie umarme. Nein, ich werde Sie nicht wieder sehen; ich bin noch zu anderm Unglükke bestimmt, welches vielleicht noch grausamer ist, als das erste". Nach einem so rührenden Abschiede verlies er den Baron, und gieng in die Festung. Dieser Ausruf, den der Schrekken einem jungen Prinzen, der entfernt vom Umgange mit Menschen erzogen war, und den ein gewöhnlicher Zufall im Leben ein Umsturz in der Natur zu sein schien, entris, wurde eine Weissagung. Drei Tage nachher, den 9 Julius 1762, wurde Peter entthront, und Iwan noch enger in seinem Gefängnisse eingeschlossen.

Ich habe von einigen Russen sagen hören, daß Iwan eine Einfalt besas, die nahe an völlige Geistes-

stesschwäche gränzte. Ich glaube es aber nicht. Beständig isolirt, ohne Bekanntschaft mit irgend etwas in der Natur, als mit den Mauren, die ihn einschlossen, konnte er seine moralischen Eigenschaften nie entwikkeln. Indessen seine lezten Worte an den Baron Ungern, (die ein sicheres und zuverlässiges Faktum sind), würden mir diese vorgebliche Geistesschwäche zweifelhaft machen, wenn sie nicht durch andere glaubwürdige Zeugnisse widerlegt wären. Iwan konnte sich keine große Zahl von Kenntnissen erwerben, vorzüglich seit dem Zeitpunkte, als er seine Mutter verlohr, und von seiner übrigen Familie getrennt wurde Indessen fehlte es ihm doch nicht an Unterricht. Ich weis, daß bei ihm in der Festung ein Kapitain war, der in braunschweigischen Diensten gewesen ist, welcher ihm Bücher verschafte, deren Lektür allerdings seinen Geist gebildet hatte. Dieser Kapitain war damals noch in Schlüsselburg, als Peter seinen Besuch daselbst ablegte. Er hatte lange um die Erlaubnis angehalten, in sein Vaterland zurükkehren zu dürfen, aber sie nicht erhalten können, bis er dem Kaiser den feierlichsten Eid geleistet hatte, niemals mit jemand, wer es auch sein möchte, von dem, was er in der Festung gesehen oder gehört hätte, zu reden.

Damals, als der Herzog Biron von Curland in der höchsten Gunst bei der Kaiserinn Anna stand, erschien ein Mensch bei ihm, der ihm seine Dienste als Sekretär anboth. Der Herzog fragte ihn nach seinen Kenntnissen; er antwortete ohne Um-

schweif, daß sein vorzüglichstes Verdienst darinn bestände, alle Art Handschriften nachzumachen, selbst Unterschriften. Biron, der sich davon gerne überzeugen wollte, zeigte ihm einige Unterschriften, die der Unbekannte so genau nachmachte, daß man die ächten und unächten nicht unterscheiden konnte. Aber statt seiner Kunst Beifall zu geben, sagte er ihm ganz trokken: Euerre Talent in der Kunst zu betrügen, ist zu erprobt, als daß man euch in einem polizirten Staate dulden kann. Er wies ihm darauf die Thür, und lies ihn durch sichere Wachen auf die Gränze bringen.

Das sonderbare Wesen, welches unter dem Namen Cagliostro, so viel Aufsehn in Frankreich gemacht hat, hatte sich schon in Rusland bekannt gemacht, vor seinem Aufenthalte in Frankreich, der seinem ausgezeichneten Ruf das Siegel aufdrückte. Er hatte sich an Herrn Gelagin, Geheimenrath und Kabinets-Minister der Kaiserin, gewendet, und für den Besitzer des Geheimnisses, welches von Tage zu Tage immer gemeiner wird, nämlich Gold zu machen, ausgegeben. Er hatte ihm geschmeichelt, mit der Hofnung, ihn diese wunderthätige Kunst in wenig Zeit, und mit so wenig Kosten, als möglich, zu lehren. Vorher hatte er dasselbe in Polen, dem Fürsten Poninski weis gemacht. Herr Gelagin nahm ihn zu seinem Unglück, sehr günstig auf. Einer von seinen Sekretären, ein Mann von vielem Verstande und Talenten, entlarvte sehr bald den neuen Ankömmling,

und

und zeigte seinem Herrn, daß es ein Schurke und abgefeimter Windbeutel wäre. Man dürfte ihn, sagte er, nur ein einzigesmal hören, um ihn sogleich für einen Aufschneider zu erkennen. Gelagin folgte aber vielmehr seinem ersten Vorurtheile, als dem Rathe seines Sekretärs, der ihm zusetzte, sich einen Landstreicher vom Halse zu schaffen, dessen größtes Verdienst darinn bestände, daß er unbekannt wäre. Der Sekretär wußte wohl, daß Herr Gelagin sich schon einige tausend Rubel hatte abzapfen lassen. Cagliostro kam eines Tages bei Herrn Gelagin zum Mittagsessen, als dieser noch nicht zu Hause war, und fand eben diesen Sekretär, den er mit einer Menge unterhaltender, und mit aller Anmuth eines schönen Geistes vorgetragener Märchen und Erzählungen unterhielt. Aber die mit unterlaufenden Irrthümer in der Geschichte und Erdbeschreibung, verminderten ihren Reiz in den Augen besser unterrichteter Personen. Sein Gesellschafter, dieses Schwalls unüberlegter Worte, satt, bat ihn blos, ihn mit seinen Lügen zu verschonen. Endlich aber, ungeduldig über die Wuth des Cagliostro, der ihn mit seinen Verheissungen und wundervollen Kenntnissen betäubte, ergrif ihm eine konvulsivische Bewegung, deren Folge war, daß er die Backe des Schwätzers mit der Hand berührte, und sich eiligst aus dem Saale entfernte. Als Herr Gelagin zu Hause kam, mußte er Kagliostros Klagen hören, die er so hoch aufnahm, daß der Sekretär einen Verweis bekam. Aber dieser, nachdem er nochmals seinem Herrn die Gründe auseinandergesezt hatte, warum er sich von diesem Menschen losmachen

müßte, ward laut, und brachte gewisse Abendtheuer, die dem vorgeblichen Grafen, sowohl in Rusland und Pohlen, als auch sonst begegnet waren, in Petersburg in Umlauf. Cagliostro hatte sich für einen spanischen Obersten ausgegeben. Herr Normandez, damals spanischer Resident in Petersburg, den man über die Herkunft, und den Rang dieses Helden befragte, wiedersprach ganz laut, und lies in den russischen Zeitungen bekannt machen, daß die spanische Monarchie, seit ihrer Existenz, nie einen Obersten oder Officier, Namens Cagliostro, in ihrem Dienst gehabt habe. Diese Erklärung trug nicht wenig dazu bei, alle Augen zu entschleiern, und die Kaiserin, welche hinlängliche Erkundigungen eingezogen hatte, wurde durch die bei ihr eingebrachten Klagen bewogen, den Kabbalisten über die Grenze bringen zu lassen.

Die mehrsten nomadischen Völker glaubten, daß wenn sie erfahrne Krieger an ihrem Ehebette theilnehmen liessen, so würden aus diesen Umarmungen, kriegerische und unüberwindliche Männer entstehen. Diese Meinung vermochte den Chan der Tartaren in der Bucharey, der von den Feldzügen Carl XII. ganz eingenommen war, an Peter I. eine feierliche Gesandschaft ergehen zu lassen, ihn um eine gewisse Anzahl schwedischer Mädchen, als ehemaliger Unterthaninnen des nordischen Alexanders, zu bitten. Diese schwedische Gefangenen sollten der Stamm eines kriegerischen Geschlechts, welches den ganzen Erdkreis erobern würde, werden.

Peter lachte sehr über diesen Antrag, aber er erhörte die Bitte der Gesandten nicht. Da diese sahen, daß es gar nicht möglich war, ihn zu erbitten, so versuchten sie alle Mittel, um die Hofnung ihres Herrn zu erfüllen: Sie wandten sich grade an diejenigen, die sie entführen wollten, und es glükte ihnen, zwei fortzubringen, mit welcher Beute sie zufrieden in ihr Vaterland zurükkehrten.

Peter I. schikte im Jahre 1719 den Grafen Ostermann auf den Congres auf der Insel Aland, den Schweden zu drohen, alles mit Feuer und Schwerd in ihrem Lande zu verwüsten, und sie zur Annahme der härtesten Bedingungen zu zwingen, wenn sie seine Vorschläge sich nicht bald gefallen ließen. Seine Ungeduld, oder sein kriegerischer Geist, fand die Unterhandlungen zu langwierig: Er landete also mit dem Admiral Apraxin in Schweden, gieng nach Södertelge, verbrannte oder zerstörte sechs große Städte, eilf prächtige Palläste, hundert und neun adeliche Güter, acht hundert und sechs und zwanzig Meiereien, drei Mühlen, zehn Magazine, zwei Kupfer- und fünf Eisengruben. Apraxin seinerseits, verbrannte zwei Städte, ein und zwanzig adliche Güter, fünfhundert fünf und vierzig Meiereien, vierzig Mühlen, und sechzig Magazine. Neun Eisengruben, für deren Erhaltung die Eigenthümer für jede dreimal hundert tausend Thaler bothen, entgiengen der verheerenden Wuth der Russen nicht. Alles, was nicht fortgeschleppt

schleppt werden konnte, wurde ins Meer geworfen, und alle unglücklichen Schweden, die ihnen in die Hände fielen, wurden in heisse Oefen gestekt.

Auf seinen Reisen verabsäumte Peter I. nichts, um sich eine Sammlung von Seltenheiten aus allen drei Reichen der Natur, zu verschaffen. Als er das Naturalien-Kabinet in Kopenhagen besuchte, bemerkte er unter andern Seltenheiten eine Mumie von besonderer Größe. Nachdem er sie genau besehen hatte, verlangte er sie von dem Inspector, der ihm aber antwortete, daß er nur Aufseher wäre, und ohne Genehmigung des Königes, dem er den Wunsch des Prinzen anzeigen würde, auch nicht die geringste Kleinigkeit veräussern dürfe. Der König, welcher den Werth dieser Mumie kannte, und wußte, daß in ganz Deutschland nicht eine einzige von dieser Grösse existirte, trug seinem Intendanten auf, sie dem Czaar so höflich, als möglich, und mit aller Schonung, die er dem Range desselben schuldig wäre, abzuschlagen. Der Czaar kam wieder zu den Aufseher, und als er das Resultat der Anfrage beim König erfuhr, so verlies er ihn plözlich, aber sehr aufgebracht, und entschlossen, sich auf eine ausgezeichnete Art dafür zu rächen. Einige Tage vor seiner Abreise aus Kopenhagen, ging er auf den Thurm, in dessen Nachbarschaft das Kabinet ist, spatzieren, lies den Aufseher kommen, und sagte zu ihm: es wären noch einige Seltenheiten übrig, die er sehn wolle. Er that auch wirklich, als wenn er diese und jene Sachen bejähe, als er aber bei der

Mumie

Mumie kam, so sagte er: Also kann ich sie nicht bekommen? Der Aufseher entschuldigte sich von neuem, und bezeigte ihm, daß es ihm sehr unangenehm wäre, ihm nicht willfahren zu können. Darauf ergriff der Czaar wüthend die Mumie, ris die Nase ab, verunstaltete, verstümmelte sie, und gieng weg mit den Worten: nun könnt ihr sie ohne Nase behalten. Ich finde sie nicht so kostbar mehr.

Ungeachtet der gerechten Bewunderung, welche das Genie Peter des Grossen einflösset, wird man doch oft von Schrekken ergriffen, wenn man diese lange Reihe nüzlicher und glänzender Thaten, die mit Zügen der empörendsten Ungerechtigkeit, und Urtheilsprüchen, wozu ihn seine natürliche Grausamkeit veranlaßte, vermischt sind, übersieht. Die Strafe, wozu er 1701 den Gregorius Talitzkoi, seinen Hofbuchdrukker, verurtheilte, ist eine von den Makeln, welche hin und wieder die Geschichte dieses grossen Gesezgebers beflekken. Talitzkoi, von der Geistlichkeit gewonnen, hatte einige aufrührerische Broschüren gedrukt. In denselben wurde behauptet, daß der Czaar, so wohl nach den Umständen seiner Geburt, als auch wegen seines öffentlichen und Privat-Betragens, der Antichrist wäre. Dieser Vorwurf, und andere dem ähnliche, waren in den Augen des Volks, ganz erwiesene Dinge. Der Czaar wurde darüber sehr aufgebracht, Talitzkoi dagegen, wurde von Schrekken ergriffen, denn er erfuhr, daß auf dem großen Markte zu Moskau, in einer Laterne tausend

Duka-

Dukaten ausgesezt wären, für denjenigen, der ihn liefern würde, und entfloh ins Innere von Sibirien. Zu seinem Unglükke fand der Geiz zu viel Nahrung dabei, als daß er sich hätte schmeicheln können, unerkannt zu bleiben. Er wurde bald entdekt und dem Czaar ausgeliefert, der ihn und seine Mitschuldigen mehrmals foltern, und dann langsam über dem Rauche beitzender Materien, sterben lies. Man warf sie dann erst in die Flammen, als Bart und Haare ihnen abgefallen, und ihr Körper zusammengekrümmet und beinah zur Asche geworden war.

In seiner lezten Krankheit erinnerte Peter I. sich mit Reue an den Zeitpunkt seines Lebens, wo er der Eroberungssucht ergeben war. Er machte sich bittere Vorwürfe über all' das russische Blut, welches sie ihm gekostet hatte. Er fühlte heftige Gewissensbisse über die Todesstrafen, die er an verschiedenen Mitgliedern seiner Familie hatte vollziehen lassen. Das Andenken an seinen Sohn Alexis*, kostete ihm Thränen. Nachdem er die Handlungen seines Lebens rekapitulirt hatte, rief er aus: ich hoffe, Gott wird einen gnädigen Blik auf mich werfen, für alles das Gute, was ich meinem Lande erzeigt habe. Er befahl ernstlich, alle seine Schulden vor seinem Tode zu bezahlen. Zugleich lies er alle Gefangenen los.

Aus

* Ueber seinen Has gegen seinen Sohn Alexis, folgen unten noch einige Anekdoten.

Aus Mistrauen gegen die Russen, schlief er niemals allein. Wenn Katharina, seine Gemahlin, oder eine seiner Mätressen nicht sein Bette theilte, so rief er einen seiner Denschiks, dem er erlaubte, sich bei ihm zu legen; aber der mußte sich auch sehr ruhig halten, denn wenn er sich nur eben rührte, so bekam er gar unsanfte Stöße. Sehr oft schliefen die Denschiks lieber zu den Füßen des Bettes, auf der Erde, als bei ihm.

Die Russen haben noch die Ohrenbeichte. Peter I. der alle bürgerlichen und religiösen Gebräuche, welche der Zunahme der Kultur im Wege standen, abschafte, behielt diese bei, weil er sie dem Staate, und besonders sich selbst sehr nüzlich hielt. In seiner Kirchenordnung ist befohlen, sich auch derjenigen bösen Handlungen schuldig zu bekennen, wozu man nur ganz entfernte Neigung gehabt hatte. War nun diese Handlung gegen den Landesherrn, oder seine Familie, gegen das Beste und die Ehre des Staats gerichtet, und hatte der Priester Ursache zu glauben, daß ungeachtet seiner Ermahnungen, der Beichtende in der Folge noch in Versuchung gerathen könnte, sie noch zu begehen: so war er verbunden, ihn auf der Stelle fest nehmen zu lassen, sich mit ihm vor Gericht zu stellen, und ihn anzuklagen. Verabsäumte er diese Anklage, und gestand der Missethäter, irgend eines anders Verbrechens überwiesen, daß er diesen bösen Vorsaz gebeichtet habe, so sollten beide nach der Strenge gestraft werden. So beichtete 1720 ein Unglücklicher, er habe die Absicht gehabt, dem

Kaiser nach den Leben zu stehen: der Beichtvater zeigte es ein Jahr nachher an, und wurde auf Peters Befehl enthauptet, theils weil er seine Anzeige nicht zur vorgeschriebenen Zeit gemacht habe, theils weil es schiene, er habe sie nur aus einer niedrigen Bosheit gemacht, weil er mit seinem Beichtsohne zerfallen sei. 1722 trug der Fürst Menzikoff einem Popen von Petersburg eine wichtige und geheime Sache auf, die seine schleunige Abreise nach Moskau erforderte. Ein Missethäter, der unter andern Verbrechen auf der Folter, auch ein altes Vorhaben, den Kaiser umzubringen, welches er auch grade diesen Popen gebeichtet hatte, eingestand, wurde diesem leztern die Ursache seines Todes. Peter lies ihn seiner großen Talente ungeachtet, enthaupten, und den Kopf auf dem großen Marktplaze in Moskau auf den Pfahl stekken.

Einst las Peter I. in einem Buche, welches ihm sein Gros-Admiral Lefort verschaft hatte, die Beschreibung des blühenden Zustandes der mehrsten Nationen in Europa, und vergos dabei einen Strom von Thränen über die tiefe Unwissenheit und Barbarei der seinigen. Er beschlos, sie aus derselben zu ziehen, es koste ihm auch was es wolle. Um ihr Geschmak an Arbeit beizubringen, erlernte er fast alle Handwerke. Welche Geduld, Standhaftigkeit und welchen Muth hatte er bei dieser ungeheuren Unternehmung nöthig. Als er zu Saardam die Schifsbaukunst lernte, gab ihm einer der Arbeiter, der es übel nahm, daß er seine Werkzeuge gebraucht hatte,

hatte, Ohrfeigen; dennoch hatte der Czaar die Grosmuth ihn zu vertheidigen, als er deswegen einen Verweis bekam, und zu behaupten, der Arbeiter habe nicht Unrecht, — und ihn durch seine Freigebigkeit zufrieden zu stellen. Dergleichen Beschimpfungen, Anstrengungen und Beschwerlichkeiten sezte sich dieser große Mann freiwillig aus, der als Herr eines unermeslichen Staats gebohren war, und uneingeschränkte Gewalt über unzählige Unterthanen hatte, um die unbelebte Masse des russischen Reichs zu beleben, und das Vaterland der Künste und Wissenschaften daraus zu machen. Er allein konnte das Heer von Hindernissen, die sich ihm entgegensetzen würden, mit seinem Verstande umfassen, und mit kaltem Blute übersehen, und an die Möglichkeit sie zu überwinden glauben. Europa hat mit Bewunderung gesehen, daß die Ausführung diesen erhabenen Absichten entsprach, und die Nachwelt wird, wenn sie die Geschichte dieser politischen Maschiene die in so kurzer Zeit organisirt wurde, lieset, sie vielleicht für Fabel halten.

Die Liebe war, wie bei den mehrsten großen Menschen, eine von seinen Schwachheiten; sie zerstreute ihn zuweilen, aber nie richtete sie seine Zeit noch seine Finanzen zu Grunde. Madame Croff aus England, die schwedische Gräfin Hamilton, Mamsell Cramer, und viele andere, hatten eben nicht Ursache, seine Grosmuth und Freigebigkeit zu rühmen. Anna Iwanowna Mons, welche Menzikoffs Anträgen sich nicht wollte gefällig bezeigen, wurde von demselben bei ihn angeschwärzt, und mußte es sich gefallen lassen, alle Kleinode und Ge-

Geschenke, die ihr der Czaar gemacht hatte, wieder herauszugeben.

Er war eben nicht ekel in der Liebe, wenn man nach einem Gemählde urtheilen will, welches man zu Peterhoff siehet, wo er als ein holländischer Bauer, auf einer Tonne sitzend, eine dikke Magd im Arm, abgebildet ist. Man erzählet, daß er einmal von einem holländischen Gärtner verfolgt wurde, der ihn mit einer Harke von einer jungen Arbeiterin wegjagte, die er bei ihrer Arbeit hinderte. Zu seiner Entschuldigung kann man sagen, daß er zu dieser Art von groben Vergnügungen, durch seine Günstlinge gezogen wurde, die weder auf die kaiserliche Würde noch auf das öffentliche Urtheil Rüksicht nahmen.

In Holland hatte er und sein ganzes Gefolge eine galante Krankheit. Diese Liebeswehen wurden der Keim seines Todes; denn sie verursachte ihm eine Verhaltung des Urins und den Stein, oder entwikkelte doch den Keim dieser beiden Krankheiten. Doch hat man Boerhave, dem er sich anvertraute, keine Vorwürfe deshalb zu machen. Denn ausserdem, daß er sich der Diät, welche ihm dieser berühmte Arzt vorschrieb, nicht unterwerfen wollte, so unterbrachen die Schmerzen der Krankheit seine Ausschweifungen auch keinen Augenbik.

Der thätige Geist Peter des ersten, umfaßte alles, und lies sich mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit von den erhabensten Spekulationen der Politik zu den geringfügigsten Dingen herab. Sah er

er eine Sache zum erstenmal, so hatte er die größte Begierde sie gründlich zu wissen, und betraf es einen Handgriff, so wollte er immer selbst den Versuch machen. Auf seinen Reisen, traf er einen Marktschreier auf einem öffentlichen Platze an, wo derselbe seine Taschenspielereien trieb. Er beobachtete ihn lange; besonders bewunderte er seine Geschiklichkeit, Zähne auszuziehen, bald mit dem Löffel, bald mit dem Degen; die Bewunderung gieng bald in die Begierde, das auch zu können, über. Da war er nun der Lehrling eines Marktschreiers, und nach einigen Minuten, wenigstens nach seiner Meinung, eben so geschikt, als sein Lehrer. Wehe denen, die sich nachher über Zahnschmerzen beklagten.

Als er bei seiner Rükkunft nach Petersburg erfuhr, daß ein Russischer von Adel seine Schuldigkeit nicht gethan hatte, wurde er entsezlich aufgebracht, lies ihn sogleich fordern, vermuthlich um ihm nach gewöhnlicher Weise (nemlich mit Stokprügeln) aufzuwarten. Ein guter Freund des Schuldigen, eilte denselben von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen, und rieth ihm auf ein Mittel zu denken, um den ersten Zorn des Kaisers, vor dem man sich am meisten zu fürchten hatte, zu mässigen. Der Andere war dagegen der Meinung, daß es am besten wäre, ohne Aufschub vor dem Kaiser zu erscheinen; er bemerkte, daß der Kaiser seines auffahrenden Wesens ungeachtet, eine gewisse Billigkeit und natürliche Güte behalte, die ihn zuweilen bewege, eher zu verzeihen, ehe er strafe. Unterwegs dachte er

er auf Mittel, das Ungewitter abzuleiten. Er trat in das kaiserliche Zimmer, ohne furchtsam zu scheinen, und hielt blos ein Tuch an der Bakke. Als ihn der Kaiser gewahr ward, lief er mit aufgehobnem Stokke auf ihn zu; wie er aber das Tuch sahe, fragte er: was fehlt dir? Sire, antwortete der Edelmann, seit gestern habe ich die schreklichsten Zahnschmerzen, die sich denken lassen. Bei dem „Zahnschmerzen“ senkte sich der Arm und der Stok des Kaisers allmählig nieder; in weniger als einer Minute, waren seine Augen weniger fürchterlich; er fragte ihn, ob der Zahn hohl wäre. Nicht ganz, antwortete jener, aber er ist sehr schadhaft, und verursacht mir öftere und heftige Schmerzen. Man bringe mir meine Instrumente, versezte der Czaar, setze dich, ich will dich von dem Uebel und von dem Zahn befreien. Er zog ihm denselben etwas hart freilich, aber doch glüklich aus. Der Edelmann dankte ihm ganz ergebenst für die Gnade, und nun erst warf ihm Peter sein Vergehen vor. Der Schuldige hielt es nicht für klug sich zu rechtfertigen, sondern fiel seinem Herrn zu Füßen und bat um Vergebung. Dieser lies es bei einem derben Verweise bewenden, und schikte ihn ohne weitere Strafe heim.

So glücklich als dieser Edelmann, war ein Offizier, Namens Matwei Alsusieff nicht. Er wurde bei Peter I. als Uebertreter seiner Ordre angeklagt. Dieser lies ihn nach seinem Pallaste fordern; aber er entschuldigte sich mit wirklichen Zahnschmerzen, welche ihn nöthigten, zu Hause zu bleiben.

ben. Der Kaiser lies ihm zum zweitenmale sagen, er solle kommen, er wolle ihn heilen. Er erschien. Peter befahl ihm, sich auf den Fußboden niederzusetzen, und ihm den hohlen Zahn zu zeigen; statt dessen aber faßte er einen gesunden, und mit solcher Heftigkeit, daß er den armen Alsufieff von der Erde dreimal aufhob. Endlich brach er den Zahn ab, schikte den Patienten nach Haus, und sagte: Nun bist du genug gestraft.

So sehr Peter I. an seinen Offizieren die Tapferkeit am Tage der Schlacht schäzte, so sehr verabscheuete er die Zweikämpfe. Er nahm gar keine Entschuldigung und keinen Vorwand an, wie sehr einer auch mochte beleidiget sein. Wie, sagte er einmal zu einem seiner Generale, bist du so einfältig, zu glauben, daß eine eiserne Klinge deine beleidigte Ehre wieder herstellen kann. Wenn ihn ein Offizier um die Erlaubniß bat, sich schlagen zu dürfen, so prügelte er ihn derbe aus; aber er wußte auch dem, der Recht hatte, es zu verschaffen. Der angreifende Theil wurde allemal gestraft, und zuweilen nach Beschaffenheit seines Vergehens, mit Schande aus kaiserlichen Diensten gejagt.

Man brachte einmal zu Moskau eine Klage bei ihm an, gegen den Obersten Bodon, den Fähndrich Crassau, den Hauptmann Sachse und dessen Bedienten, welche verschiedene Leute, die von diesem unglücklichen Ehrgeiz angestekt waren, getödtet hatten. Nach einer Untersuchung, die einige Stunden währte, lies er den Obersten enthaupten, und

 den

den Fähndrich hängen. Sachse wurde als ein Schüzling Menzikoffs, der sich alle mögliche Mühe gab, ihn vom Tode zu retten, zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt: sein Bedienter bekam dressig Hiebe mit der Knute, wovon er bald hernach starb. Diese exemplarische Strenge hat seitdem, die Duelle in Rusland sehr rar gemacht. Peter betrug sich eben so, wie Gustav Adolph, bei einer ähnlichen Gelegenheit. Zwei schwedische Generale stellten ihm vor, daß sie wegen einer Ehrensache sich schlagen müßten, und baten um seine Erlaubnis. Recht gern, sagte er, aber ich will dabei sein. Zur bestimmten Stunde fand er sich auf dem Platze ein, begleitet von einem Scharfrichter, dem er ganz kalt befahl, den Ueberlebenden zu hängen. Der Scharfrichter richtete vor den Augen der bestürzten Zuschauer einen Galgen auf, und die beiden Generale, die sich auch nicht wenig wunderten, sahen sich an, gaben sich die Hand, und traten unter das Gefolge des Königs. Diesen Ausgang erwartete der nordische Held eben. Auch hat man bemerkt, daß während seiner ganzen Regierung, seine Armeen, die so tapfer und glüklich gegen den Feind waren, von keinem Zweikampfe etwas wußten.

Peter I, der im Dienste und in der Kriegszucht übertrieben strenge war, zeigte doch bei einer gewissen Gelegenheit eine Nachsicht, die man unzeitig nennen könnte. Ein Hauptmann, Namens Uschakoff, wurde von Smolensk mit äusserst wichtigen Depeschen, an dem Kommendanten der Stadt Kioff

ab-

abgefertiget. Der General hatte ihm die größte Eile empfohlen, woran er es auch gar nicht fehlen lies. Als er aber vor den Thoren von Kioff einige Zeit vor der gewöhnlichen Oeffnung anlangte, und die Schildwache ihn bat zu warten, bis der Gouverneur die Schlüssel schickte, so spie er Feuer und Flammen, fluchte auf den Kommendanten, drohete demselben mit dem Zorn seines Generals, und kehrte mit seinen Depeschen eiligst nach Smolensk zurück, um die Schildwache, die ihm das Thor nicht geöfnet, und den Offizier, der die Schlüssel nicht geschickt hatte, zu verklagen. Sein General lies ihn in Arrest nehmen, und zog ihn vor das Kriegsrecht, welches ihn zum Tode verurtheilte. Als dieses Urtheil vor den Czaar kam, fand er das Betragen des Hauptmanns zu lächerlich, als daß er ihn hätte die verdiente Strafe leiden lassen, sondern schikte ihm die Kappe und Uniform seiner Hofnarren, und gab ihm in dieser spashaften Gesellschaft eine Stelle, die er bis zu dem Tode seines Beschützers behielt.

Eben dieser Uschakoff begleitete dem Kaiser Peter I. auf einer seiner Reisen an den sächsischen Hof. Als ihm der Fürst befahl, sich zur Abreise anzuschikken, so lies er sich von einem Auditeur am kaiserlichen Hofe, einen Brief an seinen Gebieter aufsetzen, der abgefaßt war, wie folget: ich danke E. M. für ihre gegen mich bewiesene Güte; ich werde sie in meinem Vaterlande ausbreiten, aber ich fürchte, daß man meinen Worten nicht glauben wird, wenn ich nicht Beweise für die Ungläubigen aufzuweisen habe. Ich glaube, der beste Beweis würde sein, eins von den schönsten Pferden aus ihrem

Stalle u. s. w. Peter lächelte, als er diesen Schwank las, und ließ ihm ein solches Pferd geben. Vermittelst öfterer Wiederholung der Art Späße, sammlete Ukaschoff allmählig ein Kapital, von mehr als 20,000 Rubeln.

Als die Kaiserin Elisabeth Krieg gegen Preussen führte, entstand eine der schreklichsten Inquisitionen in Rusland. Das war der Triumph der Spione, Delatoren und Schurken aller Art. Kaum wagten ehrliche Leute, den Mund über die gleichgültigsten Dinge zu öfnen, oder aus ihren Häusern zu gehen; sogar ins Innere derselben drang das Spionswesen. Viele Leute, die sich über die Zurüstungen, und den Ausgang des Krieges unterhalten hatten, wurden gefangen genommen. Damals wurde die geheime Kanzlei, diese Quelle so mancher Uebel, errichtet: dieses fürchterliche Tribunal dehnte seine Gerichtsbarkeit über das ganze Reich aus. Der verworfenste Russe durfte nur kommen und sagen: ich habe eine Aussage zu thun; er wurde gewis gehört, und konnte nach Gefallen einen jeden vor die Mitglieder der Kanzlei ziehen. Hielt er die Knute als Bekräftigung seiner Angabe aus, so bedürfte es keiner weitern Untersuchung gegen den Angeklagten, der durch diesen Beweis für überwiesen angesehen wurde, und unter dem Stokke umkam. Die Angabe des Sohns gegen den Vater, des Schuldners gegen den Gläubiger, des verurtheilten Verbrechers gegen eine obrigkeitliche Person, alles wurde angenommen, und von diesem, von allen

recht-

rechtschaffenen Menschen verabscheueten Gerichtshofe, eben so schleunig als willkührlich untersucht und entschieden. Peter III. hob ihn gleich nach seiner Gelangung zum Throne, (7 Febr. 1762, 19 October 1762,) auf, und diese Aufhebung wurde nochmals von der jezt regierenden Kaiserin bestätigt.

Peter I. war einmal zu Kronstadt. Ermüdet von den Arbeiten, des Tages wollte er recht nach Gefallen ausschlafen, und gab der Schildwache Befehl, niemand in sein Zimmer zu lassen. Fürst Menzikoff erschien: gewohnt, zu allen Zeiten einen freien Zutritt bei seinem Gebieter zu finden, nahm er es sehr übel, daß man ihn anhielt, und wollte mit Gewalt hinein. Die Schildwache lies sich nicht irre machen, trieb ihn zurück, und drohete ihm mit Rippenstößen. Menzikoff unwillig, lies einen Pagen da, den er befahl, ihn zu benachrichtigen, wenn der Czaar erschiene. Dies geschah endlich; da führte der Fürst bittere Klagen gegen den groben Soldaten. Peter lies diesen kommen. Kennst du, sagte er zu ihm, diesen Herrn. — Ja Sire, es ist der Fürst Menzikoff. — Hast du ihm würklich Stöße mit der Flintenkolbe geben wollen? — Allerdings, ihm so gut, wie jedem andern. — Und warum? — Weil er gegen E. M. Befehl ins Zimmer wollte. — Wohl: man bringe drei Gläser mit Brantewein: Da Menzikoff, trinke auf die Gesundheit dieses braven Soldaten, den ich zum Unteroffizier mache. Der Günstling trank, und glaubte damit davon zu kommen. Noch ein Glas,

rief

rief Peter aus, auf die Gesundheit dieses Unteroffiziers, den ich zum Oberlieutenant mache. Menzikoff trank mit Aerger. Noch ein drittes Glas Menzikoff, du mußt auf die Gesundheit dieses Hauptmanns trinken. So herbe der Brantewein dem Günstling auch sein mochte, so trank er ihn doch, und war damit noch nicht am Ende. Nun Menzikoff, kleide und rüste diesen Offizier seinem neuen Range gemäs aus, so, daß er in höchstens drei Tagen, sich mir mit Anstand zeigen kann; und las es dir ja nicht wieder einfallen, Leute, die ihre Schuldigkeit thun, zu beunruhigen, oder dieser (seinen Stok aufhebend) soll dich die deinige lehren: und du (zu dem Soldaten) bist ein braver Kerl, richte meinen Willen stets mit gleicher Strenge aus, so will ich dich nicht vergessen.

Seiner sehr guten Freundin, der schwedischen Gräfin Maria Danilowna Hamilton, lies er durch zwei Grenadiere die Batoggen geben, weil sie zu verschiedenen Hofleuten gesagt hatte, die Kaiserin Katharina wäre dem Wein sehr ergeben, und betrinke sich oft. Menzikoff hatte das verrathen. Dieser Fürst hatte mit der Kaiserin ganz von weitem den Plan verabredet und entworfen, sie auf den Thron zu setzen, nach dem Tode ihres Gemahls. Deswegen lies er keine Gelegenheit vorbeigehen, die Maitressen des Kaisers zu verfolgen, und ihm diese vorübergehenden Liebschaften, welche Katharina hinderlich waren, zu verleiden. Noch aus einem andern Grunde, den wir gleich hören werden, war

war Menzikoff persönlich gegen diese Ausländerin eingenommen.

Sie war im Verdacht, daß sie ihre neugebohrnen Kinder sogleich erstikte. Aus Mangel an Beweisen aber blieb sie blos im Gerede der Müssiggänger. Einmal begieng sie die Unvorsichtigkeit, eins in einer Serviette vom Hofe eingewikkelt in einen Brunnen zu werfen. Als man einige Zeit darnach das todte Kind fand, so erneuerte sich der Verdacht, den man gegen die Gräfin schon hatte. Menzikoff, der vormals alle Mittel versucht hatte, die Gunst der Gräfin zu erhalten, aber nie glüklich darin gewesen war, ergrif diese Gelegenheit, um sie bei dem Czaar anzuschwärzen, dessen Muthmaßungen er zur Gewisheit zu erheben suchte. Auf Antrieb seines Günstlings gieng Peter zu ihr. „Das gefundene Kind ist deins", redete er sie an. Hamilton unerschütterlich leugnete. Menzikoff bewog den Kaiser, in den Koffern der Maitresse nachsuchen zu lassen, wo man das Corpus delicti, die Nachgeburt und blutige Leinewand fand. Dieser Beweis erschütterte die Standhaftigkeit der Hamilton; sie leugnete nun nur schwach. Man zog sie gefänglich ein. Der ganze Hof bat um ihre Begnadigung; aber diese Begnadigung war ganz gegen die Absichten der Kaiserin und ihres Vertrauten, der dem Czaar unaufhörlich anlag, sie der Gerechtigkeit zu übergeben. Dieser gab endlich nach und sagte zu den Richtern: „Hätte die Gräfin mich nur beleidigt, so wollte ich ihr vergeben; da aber ihr Verbrechen gegen Gott und die Natur ist, so unterwerfe ich sie dem Gesetze, welches ihren Tod verlangt". Indessen

dessen da er sich erinnerte, daß sie seine Geliebte gewesen war, so besuchte er sie in dem Gefängnisse, begleitet von einem gewissen Generalmajor O . . . Er versprach ihr, daß ihr Körper von keiner unehrlichen Hand solle berühret werden, und hielt Wort. Das Urtheil fiel darauf hinaus, daß ihr der Kopf sollte abgeschlagen werden, weil sie drei ihrer Kinder umgebracht habe. Die Katastrophe dieses Trauerspiels mus Schauder erregen bei einem jeden, dessen menschliches Gefühl noch nicht ganz unterdrükt ist. Peter war bei der Hinrichtung gegenwärtig. Man sah, daß er mit dem Scharfrichter heimlich redete, und glaubte, er werde sie begnadigen. Man irrte sich. Kaum war der Kopf abgehauen, so nahm er ihn auf und küßte ihn. Da er Kenntnisse in der Anatomie zu besitzen glaubte, so zeigte er den Anwesenden die Adern, küßte darauf den Kopf noch einmal, lies ihn fallen, machte ein Kreuz und gieng weg.

Eine kurze Nachricht von dem Leben Alexis, dem Sohne Peter des ersten, und von den Ursachen seines unglüklichem Ende, steht natürlich in einer Sammlung russischer Anekdoten an ihrer rechten Stelle.

Es ist bekannt, daß Peter I. anfänglich den kaiserlichen Thron mit seinem Bruder Iwan Alexiewitsch theilte, und daß seine Schwester alle Mittel ihres verschlagenen Verstandes aufbot, Peter von demselben zu stoßen, und ihn Iwan (in dessen Namen sie die Zügel der Regierung in die Hände zu bekommen hofte) und dessen Nachkommenschaft allein zuzu-

zuzusichern. Man lieset in einer in Holland, in klein 8vo, herausgekommenen Geschichte von Rusland, als eine unwidersprechliche Thatsache, daß der Vater der Prinzessinnen, die man für Iwans Töchter hielt, ein italiänischer Mahler gewesen sei, der sich damals am Hofe aufhielt. Aber die öffentliche Anerkennung der Prinzessinnen durch den Czaar widerlegt die dreiste Behauptung dieses gehässigen Rapsodisten hinlänglich. Nach dem Geständnisse aller unpartheiischen Russen und selbst der mehrsten Hofleute, gehörte diesen Prinzessinnen die Krone mit Ausschliessung Peter des ersten, der wie so viele andere Volksbeherrscher nur ein glüklicher Usurpator war. Dieser Fürst, durch nichtswürdige Vertraute, denen er sich überlies, zu den niedrigsten Ausschweifungen verleitet, heirathete im siebzehnten Jahre die Tochter des Bojaren Lapuchin. Aus dieser seltsamen Verbindung ward den 18 Februar 1690 der unglükliche Alexis gebohren. Das gute Einverständnis zwischen den beiden hohen Ehegatten dauerte nicht lange. Der Kaiser beschäftigte sich ganz mit seinen Reformationsprojekten. Lapuchins Tochter, nach alten russischen Gebräuchen erzogen, fand das Betragen ihres Gemahls tadelnswerth, ketzerisch und verdamlich. Auf Antrieb der Großen that sie ihm zuweilen Vorstellungen, die ihn nur erbitterten und sein Herz allmählig von ihr abzogen. Menzikoff nährte insgeheim diesen Has, worauf er die Hofnung gründete, Rusland eine Kaiserin von seiner Wahl zu geben.* Hier ist die Quelle von Alexis Unglük zu suchen.

Wäh-

(*) Siehe die vorhergehende Anekdote.

Während Peter sich zu Wien aufhielt, glaubte Sophie die Umstände zum Ausbruch einer Verschwörung, deren Ausgang ihren Wünschen aber nicht entsprach, günstig. Die Czaarin, welche ihr Gemahl für mitschuldig hielt, wurde in diese Katastrophe verwikkelt und 1698 in das Kloster Susdal gestekt. Den Prinzen Alexis behielt er bei sich. Aber gegen diesen einzigen Sohn bemerkte man den Eifer eines Reformators nicht, der ihn zum Besten seines ganzen Volks beseelte. Wollte man sagen, er habe seinem Sohne keine bessere Erziehung geben können, als er selbst erhalten, so wäre das eine Entschuldigung, die nur die niedrigste Schmeichelei eingeben kann. Peter war durch den großen Lehrmeister des Menschen, das Unglük, unterrichtet; er hat gegen seine Nation es bewiesen, daß ihm die Elemente und vorzüglichsten Theile der Erziehung nicht unbekannt waren. Hätte er diesen Sohn wirklich geliebt, hätte er nicht von da an den Plan gehabt, ihn der Krone zu berauben; so bot ihm sein Hof, besonders unter den Ausländern, sehr gute Hofmeister dar, denen er seine Jugend hätte anvertrauen können. Statt alles dessen sah er mit Gleichgültigkeit zu, wie er sich an diejenigen Russen hieng, die am unzufriedensten mit der Regierung waren, und selbst an die Priester, seine geschworensten Feinde, die nur in der Seele des Czaarewitsch Abscheu gegen seinen Vater und dessen Reforme zu unterhalten suchten. Der Czaar lies selbst zu Kioff, zum Gebrauch des jungen Prinzen, eine Menge geistlicher Bücher, die nur zu Beförderung dieses Abscheues dienten, drukken. Dieses Betragen ist ganz unbegreiflich.

Als

Als der Prinz das männliche Alter erreicht hatte, so wurde seine Denkungsart, Neigungen und Grundsätze seinem Vater verdächtig, der nun seine Zuflucht zu Hofmeistern nahm, die nach seiner Meinung in einem Tage das wieder gut machen sollten, was er so lange verdorben hatte. Zum Unglükke für Alexis, bekam er zu seinem Oberhofmeister eben diesen Günstling, den allmächtigen Menzikoff, dessen kleinester Fehler der war, daß er weder lesen noch schreiben konnte. Die mehrsten Unterhofmeister waren Deutsche. Unter diesen zeichnet sich der gelehrte Kriegsrath van Huyssen aus, der bei seinem Zöglinge, ausser seinen Talenten, einen Fleis fand, wovon er sich viel Gutes versprach, obgleich derselbe einen überwiegenden Geschmak an geistlichen Büchern hatte. Alexis suchte die Gesellschaft der Priester; er liebte ihre Unterhaltung und theologischen Streitigkeiten, worin er fast immer Sieger war; er floh die Gegenwart seines Vaters, bei dem nur vom Kriegs- und Seewesen und von Finanzen gesprochen wurde. — Menzikoff, der die Fortschritte des Prinzen unter seinen Lehrern sah, befürchtete, diese möchten in ihrem Geschäfte nur zu glüklich sein. Er entschlos, van Huyssen zu entfernen, und empfahl ihn dem Kaiser mit so pomphaften Lobeserhebungen, daß man ihm wichtige Geschäfte an dem kaiserlichen Hofe in Deutschland auftrug, deren er sich zur großen Zufriedenheit seines Herrn entledigte. Man ertheilte Menzikoff die Würde eines Reichsfürsten, und van Huyssen erhielt das Gemählde des Kaisers mit Brillanten besezt, ein Geschenk, welches die Eifersucht des Günstlings so sehr reizte, daß

Bayerische Staatsbibliothek München

er es dem Eigenthümer bei seiner Rükkehr nahm, und ihn mit Ironie fragte: „ob er nicht Lust hätte, nochmal nach Wien zu gehen, um ihn zum Kurfürsten ernennen zu lassen"?

Während van Huyssens Auffenthalt in Wien, hatte Alexis viel von Menzikoffs harter Behandlung zu erdulden. Da sein Vater fast beständig abwesend, und sein Oberhofmeister der unwissendste Mensch war, so gieng der Nutzen von van Huyssens vortreflichem Unterrichte in kurzer Zeit verlohren. Der Czaar glaubte blindlings allen Berichten Menzikoffs, dem es nur ein Leichtes war, den Czaarewitsch bei seinem Vater anzuschwärzen, und diesen zu einer neuen Heirath mit der nachmaligen Kaiserin Katharina I. zu bewegen. Der Czaarewitsch mußte in dieser Heirath seine nachmalige Herabwürdigung und zuverläßige Ausschliessung vom Throne, voraussehen. Es wäre vielleicht ungereimt, zu behaupten, daß Katharinen alle Kabalen Menzikoffs, um sie zur Czaarin zu erheben, unbekannt gewesen wären; aber daß sie sie sollte gebilliget, und an allen seinen Grausamkeiten, diesen Zwek zu erreichen, Theil genommen haben, kann ich mir nicht überreden. Geblendet von dem Glanze einer Krone, die nur Menzikoff ihr verschaffen konnte, spielte sie vielmehr eine leidende Rolle, als daß sie zu den heftigen Maasregeln desjenigen, der sie ihr versprach, mit gewirkt hätte, und es würde ihr schwer geworden sein, die Gefühle der Menschlichkeit, welche ihr so natürlich waren, dem wilden und heftigen Charakter ihres ehrgeizigen Beschützers, entgegen zu setzen. Der Czaare-

witsch,

witsch, der täglich die Abneigung und Entfernung seines Vaters von sich zunehmen sah, verbarg seinen tiefen Gram. Er hatte bemerkt, daß bei den heftigen Konvulsionen, die der Czaar öfters hatte, und die seinem Leben droheten, die Wünsche des Volks und des Hofes, mehr für ihn, als für den Czaar, gen Himmel gerichtet waren. Er suchte sich mit den Misvergnügten zu verbinden, vielleicht um sich einen Anhang im Nothfalle zu verschaffen. Dies ist der vorzüglichste, oder vielmehr der einzige Fehler, den man Recht hat, ihm vorzuwerfen; und doch ist er nur eine natürliche Folge seiner fehlerhaften Erziehung, und die äusserste Nothwendigkeit, in die er sich versezt sah. Gleichzeitige Geschichtschreiber behaupten, daß Peter bei seiner Heirath mit Katharina, sich vorgenommen hatte, dadurch seinen Sohn zur Annahme seiner politischen Grundsätze zu zwingen, oder auch eins von den Kindern der Katharina zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Dieser lezte Punkt ist ausser Zweifel. Aber diese Absicht des Czaars, seinem Sohne seine Grundsätze einzuprägen, hatte sich bis dahin noch nicht weiter, als durch seine zweite Heirath gezeigt. Seine Nachlässigkeit in diesem Betracht, ist durch eine Stelle aus einem Briefe, den er den 11 October 1715 an seinen Sohn schrieb, erwiesen. Dieses eigne Zeugnis Peters, rufe ich gegen ihn selbst zu Zeugen. „Denke, schrieb er, an deinen bösen Charakter; wie oft habe ich dir nicht Verweise gegeben, und dich sogar gezüchtiget? Wie viele Jahre sind nicht verflossen, seitdem ich es nicht mehr der Mühe wehrt geachtet habe, ein Wort über diesen Gegenstand zu verlie-

 ren"?

ren"? Ist es wohl zu verwundern, daß ein junger Prinz, der beständig das traurige Schiksal seiner Mutter vor Augen hatte, der sich selbst und seine unwürdigen Gesellschaftern überlassen war, gar keine Anhänglichkeit an einen Vater hatte, der ihm nur Beweise der Gleichgültigkeit oder des Abscheues gab. Er hatte nie einen höhern militairischen Rang, als den eines gemeinen Soldaten. Einige Zeit vor seinem Tode war er Sergeant geworden.

Als der Czaar zu dem unglüklichen Feldzuge am Pruth 1711 abreisete, ernannte er ihn zum Regenten des Reichs, nicht sowohl um ihn dadurch zu ehren, als weil auf diesem erhabenen Posten seine Handlungen recht in die Augen fielen. Dies ist wenigstens die Bemerkung der vernünftigsten Personen, die alle Schritte des Czaaren beobachteten, und diese Schaar von Mitregenten, als eben so viel Spione, die dem Prinzen an die Seite gesezt, und sämtlich dem Czaar ergeben waren, bemerkten. Diese Regierung beschleunigte den Untergang des Czaarewitsch; sie sezte ihn in den Stand, das Elend des Volks kennen zu lernen, welches er ohne Umschweif seinem Vater in einem Briefe schilderte, wodurch dessen feindselige Gesinnung auf den höchsten Grad stieg. Nur eine Sache verhinderte den Ausbruch derselben; alle Kinder männlichen Geschlechts von Katharina waren gestorben. Auf Anrathen einiger Personen, schikte der Czaar seinen Sohn nach Deutschland, sowohl um ihn von den Russen zu entfernen, als auch um ihm Gelegenheit zu geben, sich zu verheirathen. Der Prinz unterzog sich diesem Joche wider seinen Willen, aber um einem drükken-

de-

deren zu entgehen, nemlich dem Kloster. Er hofte auch, daß eine Heirath ihm den Besiz des Thrones sichern, und auf die Erleichterung seines Schiksals, Einflus haben würde. Die Gemahlin Alexis, eine Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, war das Muster aller Tugenden. Ihr zu frühzeitiger Tod, der ganz Rusland in Trauer versezte, und grade in die Zeit fiel, als Katharina von einem Sohn entbunden wurde, brach den Deich, der den Has des Kaisers noch aufhielt, durch. Nun hatte er gar keine Schonung mehr für Alexis, sondern drang in ihn, seine Grundsäze abzuschwören, bei Strafe, in ein Kloster gesperrt zu werden. Nach der Taufe des neuen Czaarewitsch, verlangte er von ihm, ohne Aufschub, eine entscheidende Antwort über die Wahl, die er ihm gelassen hatte. Alexis verlegen, unschlüssig, ohne irgend jemand, der ihm einen vernünftigen Rath ertheilte, entschied für die Kutte. Der Czaar, der sich nichts so sehr angelegen sein lies, als die Unternehmungen, und die Macht der Geistlichkeit zu unterdrükken, glaubte, ihr eine große Stüze genommen zu haben, wenn er seinen Sohn zu einem der untersten Mitglieder dieser Geistlichkeit machte. Er schien mit diesem Entschlusse zufrieden, und reisete an der Spize seiner Armee, (1715 und 1716) nach Dännemark und Meklenburg ab, wo er die unangenehme Nachricht von dem Tode seines jüngsten Sohnes, den das Gewitter erschlagen hätte, erhielt. Zugleich erhielt er Briefe von Menzikoff, der ihm meldete, daß der Czaarewitsch immer melancholischer würde, nur mit verdächtigen Leuten umgienge, und daß es gut wäre,

 ihn

ihn zu zerstreuen, und zu befehlen, der Armee zu folgen, wo er unter den Augen seines Vaters wäre. Der Czaar, der Menzikoffs Rath nur zu sehr hörte, schrieb seinem Sohne eigenhändig, und befahl ihm, sein Versprechen zu erfüllen, und entweder ins Kloster zu gehen, oder sein Betragen zu ändern, und in diesem leztern Falle, sich zu ihm begeben. Der Czaarewitsch säumte nicht, diesen Brief seinen Freunden mitzutheilen, die ihm die ganze Gefahr, der er sich aussezte, wenn er den Feldzug mitmachte, vorstellten, und ihm riethen, er solle vorgeben, er wolle zur Armee kommen, und alsdenn die Flucht nehmen. Nach vielen Nachforschungen, entdeckte Peter seinen Auffenthalt zu Neapel, und bewog ihn, durch sein feierlich gegebenes Wort, das Geschehene zu vergessen, zur Rükkehr. Ein wortbrüchiger Landesherr, ein barbarischer Vater, sind Ungeheuer, der ganzen Strenge der Geschichte würdig. Als Peter seinen Sohn einmal in seinen Staaten hatte, übergab er ihn den Richtern, oder vielmehr den Henkern, lies ihn verhören, und zum Tode verurtheilen. Als das Urtheil gesprochen war, fühlte Peter einige Gewissensbisse; lange war er ungewis, was er thun sollte; aber das Zureden Menzikoffs, und seiner infamen Kabale, behielt die Oberhand, Dem General Weyde ward befohlen, den unglüklichen Czaarewitsch zu enthaupten. Auf seinen Tod, folgte die Verbannung der Familie Lapuchin, und einer großen Anzahl Russen, geistlicher und weltlicher, von allen Classen.

Peter I. reisete sowohl zu Pferde als zu Wagen, mit ausserordentlicher Schnelligkeit. Einmal bedung er einen Iswoschik oder Miethkutscher, ihn geschwinde nach Peterhoff zu fahren: als sie um den Preis einig waren, gieng die Reise vor sich. Da der Fuhrmann ihm nicht zu Danke fuhr, so fieng er selbst an zu fahren, hieb die Pferde, trieb sie an, und fuhr eins zu Schande. Der Fuhrmann verlangte Bezahlung, wozu Peter sich nicht verstehen wollte. Jener drohete also, ihn zu verklagen. Gut, sagte dieser, da ist ein Zettel, bringe ihn an den Präsidenten Breveren, der wird entscheiden. Der Fuhrmann lies sich das nicht zweimal sagen. Breveren lies den Czaar förmlich zitiren, der auch persönlich erschien. Der Schiedsrichter untersuchte den Prozes gründlich, verhörte und konfrontirte die Partheien, und verurtheilte den Czaar, das Pferd zu bezahlen. Peter unterschrieb alles, bezahlte das Pferd, die Kosten, und gieng zufrieden weg.

Lange hatten die Russen noch unter der Regierung Peter I. den Gebrauch beibehalten, sich bei dem Anblikke des Czaars niederzuwerfen. Als die Straßen der neuen Hauptstadt noch nicht gepflastert waren, war es ein Erbarmen anzusehen, wie die Elenden sich in einem der kältesten nordischen Klima im Koth wälzten, und mit beschmuzten Kleidern, und den scheuslichsten Gesichtern aufstanden. Er mogte ihnen noch so viel vorstellen, daß dieses Zeichen der Unterwürfigkeit ihm gar nicht schmeichelte; ihre alten Gewohnheiten vermochten mehr, als die Unbequemlichkeit, der sie sich

aussezten, und als die Güte des Fürsten. Endlich, da alle Vorstellungen und Belehrungen nichts fruchteten, so gab er eine Verordnung, worinn allen, die sich vor ihm niederwarfen, die unabbittliche Strafe der Knute gedrohet wurde.

In dem nystädter Frieden, hatte sich Peter I. verbindlich gemacht, den eroberten schwedischen Provinzen ihre Privilegien, Gewohnheiten und Gesetze zu erhalten. Fest entschlossen, sein Versprechen zu halten, errichtete er zu Petersburg ein Justizkollegium, um nach schwedischen Gesetzen, alle dahin durch Appellation gebrachten Prozesse von den Liefländischen, Esthländischen und Finnländischen Tribunälen, zu entscheiden. Die Stelle eines Vizepräsidenten, ertheilte er dem Sohn eines Bürgermeisters aus Narwa, Namens Siegmund Wolf, der sowohl in Deutschland als Schweden studiert hatte, und empfahl ihm ausdrüklich, nicht zuzugeben, daß man andere Gesetze, als schwedische anführe, die er hinreichend hielt, um alle Sachen zu entscheiden. „Es scheint mir, sezte er hinzu, daß, wenn man seine Zuflucht zu fremden Gesezen, wie den romischen Kodex, nimmt, man sich der doppelten Gefahr aussezt, den Prozes kostspielig in die Länge zu ziehen, und das einfache Recht in Dunkelheit zu verhüllen.

Das Justizkollegium für die liefländischen, esthländischen und finländischen Angelegenheiten, hat in Petersburg ein sehr großes Ansehn. Die Richter flößen natürlicher Weise überall denen, die ihrer Gerichts-

Gerichtsbarkeit unterworfen sind, viel Ehrfurcht ein; die Verbindungen, welche dieses Tribunal mit diesen drei Provinzen hat, verschaffen ihm bei denselbigen eine Ehrfurcht, die es von allen Seiten verdienet. Die Generalgouverneure von Riga, Reval und Wiburg, gewöhnlich drei Personen vo ersten Range, sind ihm untergeordnet. Mehrmals hat es die Gouverneure durch strenge Ahndung, zu ihrer Schuldigkeit angehalten. Unter mehreren Beispielen, die ich hier erzählen konnte, führe ich nur dieses an.

Der Feldmarschall, Prinz von Holstein-Bek, als Generalgouverneur von Reval, ist Präsident des Dikasteriums, in welchem außer ihm, einige Räthe und Assessoren sitzen. Dieses Dikasterium kann nur über summarische Prozesse entscheiden. Der Prinz war in eine junge Frau, in Reval, die sich von ihrem Manne scheiden wollte, verliebt. Er rieth ihr, sich an das Dikasterium zu wenden; sie folgte ihm, und obgleich diese Sache über die Kompetenz des Gerichtshofes hinaus gieng, so wagte er es doch, ohne die Sache zu untersuchen, und vorläufig Zeugen abzuhören, ein Urtheil zu sprechen, worinn der Frau gewillfahrt wurde. Der Ehemann appellirte, und reichte eine Bittschrift bei dem Justizkollegium in Petersburg ein, welches nicht allein die Sentenz kassirte, sondern auch befahl, daß dieser ärgerliche Eingrif, von einem Sekretär, auf allen Gassen von Reval bekannt gemacht, und dabei die Trommel gerührt werden sollte. Dieser Spruch wurde auch pünktlich vollzogen.

Peter I. der jederzeit mit vieler Achtung von Karl XII. gesprochen hatte, änderte seine Sprache nicht, nachdem er seinen Gegner, dessen kriegerische Talente er nicht mehr fürchten durfte, zu Boden getreten hatte. Als er den Frieden von Nystadt unterzeichnete, sagte er: „Ich habe meinem Bruder Karl zweimal den Frieden angeboten: zu meinen ersten Vorschlägen brachte mich die Noth; die anderen that ich, (das wage ich zu behaupten) aus Grosmuth. Er hat beide verworfen, und jezt unterzeichnen die Schweden einen schimpflichen Frieden mit mir, wozu sie ihr mannigfaltiges Unglük, und ihre Hartnäkkigkeit zwinget.“

Als er den Tod des Königs von Schweden, der 1718 vor Friedrichshall erschossen ward, erfuhr, vergos er Thränen, und wendete sich weg, um nicht von seiner Begleitung bemerkt zu werden. Einige Zeit nachher hörte man ihn ausrufen: „ach, mein Bruder Carl, wie sehr beklage ich dein Unglük!“ Dieses Betragen unterscheidet sich sehr von dem Betragen des Cäsar, nach der pharsalischen Schlacht. Der russische Kaiser beweinte aufrichtig einen Feind, den seine Hochachtuug begleitete; aber die Thränen des Ueberwinders des Pompejus, konten seinen Freunden die geheime Freude nicht verbergen, die er empfand, von dem einzigen Hindernisse, welches seiner Erhebung zur Würde eines Monarchen im Wege stand, befreiet zu sein.

Als Schröder, ein schwedischer Gärtner, den Garten beim Sommerpallast zu Petersburg vollendet hatte, kam Peter, denselben zu besehen. Der Fürst bemerkte in dem hintersten Park zwei lange parallele, mit Rasen bedekte Vierekke, wo ihm nur Bänke zum Ausruhen anzubringen zu sein schienen. „Ich bin, sagte er zu dem Gärtner, mit dem Plan und der Ausführung sehr zufrieden; aber ich wünschte, daß du statt dieser unbedeutenden Rasenbänke etwas Unterrichtenderes ausgesonnen hättest; was meinst du dazu?“ „Wahrhaftig, antwortete der Gärtner, ich wüßte nichts anders, man müßte denn Bücher auf die Bänke legen; gegen die Nässe müssen wir sie zu schüzen suchen.“ „Halt, versezte der Czaar, der über diesen Scherz lachte, mir fällt etwas ein: wenn man, so wie ich in dem Park von Versailles gesehen habe, hohle bleierne Statüen aufstellte, die zum Beispiel aus den äsopischen Fabeln hergenommen wären. Diese Statüen müßten vergoldet sein, und Wasser auswerfen, jede in einer angemessenen Stellung. Die Statüe des Erfinders der Fabel, müßte am Eingange angebracht werden.“ Schröder übernahm es, diese Idee auszuführen, und es gelang ihm, zum großen Vergnügen des Czaars, der aus diesem Garten seinen Lieblingsspaziergang machte. Weil aber dieser Fürst befürchtete, daß diese Arbeit den russischen Spaziergängern nicht verständlich genug sein möchte, so lies er bei jeder Statüe einen Pfahl aufrichten, an welchem eine blecherne Platte befestiget war, die den Gegenstand beschrieb. Ein Orkan, von einer Ueberschwemmung begleitet, hat 1777 die Bäume, Statüen und andere

dere Zierden dieses schönen Gartens umgerissen, ohne daß man bis jezt daran gedacht hat, dieses Denkmal Peter I. wieder herzustellen *.

Peter I. war überzeugt, daß Sparsamkeit und Ordnung die Hauptsachen in der Verwaltung des Staats sind. Nach seinem Tode fand man in seiner Chatoulle einige Millionen Rubel. Ein merkwürdiges Ereignis bei einem Fürsten, der einen zwanzigjährigen Krieg gegen Schweden, (wovon freilich Pohlen, Danzig, Hamburg, Schweden, seine Geistlichkeit, und die Großen einen Theil der Kosten hatten tragen müssen) einen andern gegen Persien, und einen dritten gegen die Türken, dessen Ausgang nichts weniger als glüklich war, geführt hatte. Ein zweiter Colbert, errichtete er eine große Anzahl Fabriken und Manufakturen in seinem Lande; ein zweiter Alexander, bauete er mehr Städte und Festungen in seinem Lande, als er zerstört hatte: er bauete Häfen und sehr kostbare, aber doch nüzliche Kanäle. Diese ungeheuren Unternehmungen, die jeden andern Fürsten in Schulden gesezt, und das Volk erschöpft hätten, haben das russische Reich nur noch reicher und blühender gemacht. Dieses Räthsel läßt sich leicht auflösen. Peter betrug sich wie ein weiser Hausvater und wie jeder Regent es machen sollte. Kein Luxus, keine

* Der Einfall Peter des großen, seinen Russen durch äsopische Fabeln instruktif zu werden, war so übel nicht. Warum ist er ihm nicht auf ähnliche Weise sonst gefolgt? Aber er war kein Aesop, und Aesop nicht Czaar aller Reussen. A. d. U.

keine Verschwendung; die Ausgaben des Hofes waren auf eine gewisse Summe gesezt. Alle Einkünfte waren in gewisse besondere Fonds, für die Armee, für die Flotte, für die Manufakturen und andere Unternehmungen u. s. w. eingetheilt. Am Ende des Jahrs blieb immer ein Ueberschus von der Einnahme einer jeden Kasse. Unterschleife wurden wegen seiner Aufmerksamkeit auf alles, bald entdekt und strenge gestraft, so daß sie oft zum Besten des kaiserlichen Schatzes ausfielen. Da er eine genaue Rechnung von seiner Einnahme und Ausgabe hielt, so war er noch im Stande das Verdienst zu belohnen, und Talente und Künste aufzumuntern. Man kann behaupten, daß er seine Gnadenbezeugungen nicht blindlings ertheilte. Nie war ein Fürst so sehr gegen Empfehlungen und Intriguen auf seiner Huth, obgleich er oft betrogen ward. Aber welcher Mensch wird das nicht, besonders bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Geschäfte, deren Leitung er niemanden unter einer so barbarischen Nation, anzuvertrauen wagte. Er nährte die Weichlichkeit der Höflinge nicht durch Pensionen; er schafte sich das Ungestüm der vornehmen Bettler, nicht durch Gnadengeschenke vom Halse. Die Güter in Liefland und Esthland waren durch Krieg und Pest entvölkert und verwüstet: er erfand ein Mittel, sie ohne neue Auflagen wieder zu bevölkern und empor zu bringen; er gab sie denen, die ihm wichtige Dienste geleistet hatten. Es fiel ihm nicht ein, die, welche ihm als Gesinde dienten, zu betiteln, wie das wohl in andern Staaten geschieht. Sein Kütscher und seine Lakaien waren keine Obersten, und wenn sie ihm eine gewisse Reihe von Jah-

ren gedient hatten, so machte er keine Woiwoden daraus, weil er überzeugt war, daß ein Fürst niemals die nöthigen Eigenschaften zur Staatsverwaltung denen geben kann, die keinen Beruf dazu haben, und daß noch weniger die Wahl des Fürsten diese Eigenschaften bei denen ersetzen kann, die verwaltet werden. Um seinem Küchenaufseher Iwan Velten eine gute Einnahme zu verschaffen, schlug er den Großen seines Hofes eines Pikenik vor. Das Essen dauerte bis vier Uhr Nachmittags. Beim Weggehn bezahlte er seine Zeche mit einem Dukaten; jeder der Theilnehmer an diesem Vergnügen, Minister, Generale, Offiziere thaten dasselbe, und auf diese Weise nahm der alte Koch jedesmal zwölf bis funfzehn Dukaten ein. Eben dieser Velten bat ihn bei einem seiner Söhne zu Gevatter. Er kam, umarmte die Wöchnerin, gab ihr einen Dukaten und stekte ihr einen Schenkungsbrief, für seinen Pathen von einen kleinen Landwesen von sechs Bauren in Finnland, in die Hand.

Seine Vertraulichkeit gegen die, welche in seinen Diensten waren, machte daß diese sich oft zu große Freiheiten herausnahmen. Dann züchtigte er sie, ohne ihnen das Vertrauen zu entziehen, welches sie sonst verdienten. Velten zog sich durch seine Nachlässigkeit und Dreistigkeit oft Schläge mit dem kaiserlichen Stokke zu. Der Czaar as gewöhnlich zum Nachtische Butter und Käse. Vorzüglich mochte er gern limburger Käse. Einmal sezte ihm sein Koch einen ganz vortreflichen auf. Beim Schlusse der Mahlzeit zog er sein mathematisches Besteck, welches er immer bei sich trug, aus der Tasche,

nahm

nahm das Maas des übriggebliebenen Käses, bemerkte es in seiner Schreibtafel, lies Velten kommen, und sagte zu ihm: „Dieser Käse ist der beste, den ich in meinem Leben gegessen habe; schließ ihn weg, und gieb niemand davon, denn ich will ihn für mich allein behalten.“ Den andern Tag wird der Käse wieder aufgesezt. Der Czaar wundert sich gleich über die anscheinende Verringerung, mißt ihn, findet daß die Hälfte verzehrt ist, läßt Velten kommen und sagt zu ihm: „Wie ist der Käse, den ich dir für mich zu bewahren gab, seit gestern um die Hälfte kleiner geworden?“ Velten, der nicht wußte, welche Vorsicht der Kaiser gebraucht hatte, antwortete, das wisse er nicht, es habe niemand davon gegessen. Peter dagegen bewies ihm, ehe er ihn strafte, durch seine Schreibtafel, das sich das Maas von gestern nicht mehr finde, nahm ihn darauf beim Kragen und gab ihm Stokschläge, die er zählte. Schumacher, der Aufseher über das Kabinet und die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften war, bekam einmal den Besuch von Velten, seinem Schwiegervater, dem er verschiedene Seltenheiten, unter andern auch das Bildnis des Kaisers im Staatskleide, zeigte. Velten der bemerkte, daß der Mahler auch das Rohr nicht vergessen hatte, sagte zu Schumacher: „mein lieber Sohn, könnte man ihm dies häsliche Instrument nicht aus der Hand nehmen?“ Denen, die seine Elastizität gefühlt haben, macht es unangenehme Erinnerungen, und erneurt die Schmerzen der empfangenen Schläge, wie das jezt bey mir der Fall ist.

Peter liebte die Weiber: zuweilen misbrauchte er das lebhafte Temperament, welches ihm von der Natur zu Theil geworden war. Ein gekröntes Haupt findet selten Wiederstand, bei seinen verliebten Phantasien; die seinigen waren schmetterlingsartig. Diesen leichtsinnigen Geschmack, verdankte er seinen ersten Günstlingen, die das schöne Geschlecht zu erobern suchten, ohne Leidenschaft zu haben. Vielleicht hätte er sich für eine bestimmt, ohne die Wachsamkeit Menzikoffs, dem das Interesse der Katharina, welches er wie das Seinige ansah, zu sehr am Herzen lag, und der alle Maitressen des Czaars, wenn er sie einige Zeit gehabt hatte, bei demselben anschwärzte. Madame Mons hätte vielleicht den höchsten Gipfel erreicht. Schon hatte sie ein sehr schönes, kostbar ausmeublirtes Haus, Kostbarkeiten, und das Gemählde des Kaisers. Aber dieser (Dank sei den Verläumdungen und Ränken Menzikoffs) gab ihr bald den Abschied auf die schimpflichste Weise, und beobachtete dabei ein Betragen, wofür der mittelmässigste Privatmann in seinen Staaten, würde erröthet sein. Er nahm ihr alles wieder, was er ihr gegeben hatte. Die Hamilton und Cramer, nachher bekannt, unter dem Namen Anna Jwanowna, waren nur vorübergehende Liebschaften. Die Fürstin Cantemir hatte den lebhaftesten Eindruk auf ihn gemacht, und es bedurfte, um sie zu entfernen, aller Ränke Menzikoffs, und des schändlichen Mittels, dessen er sich bediente. Ich glaube, daß die Leidenschaften Peters, seiner Neigung, sich einen Thronfolger zu verschaffen, untergeordnet waren. Man weis sein

freu-

freudiges Entzükken, als Katharina ihm einen Sohn gebahr, und die Melancholie, worin ihn das Absterben dieses Sohnes versezte. Er verzweifelte daran, andere Erben von Katharina zu bekommen. Hätte die Fürstin Cantemir ihm einen Sohn gebohren, so ist zu glauben, daß sie ihn gefesselt, und daß dieser Sohn den Thron bestiegen hätte; aber, es gelang nur zu gut, dieser zärtlichen Freundin Peters, ein unzeitiges Wochenbette zu verursachen. Obgleich dieser Fürst bei tausend Gelegenheiten, eine tiefe Verachtung gegen die Russen bezeugte, so trieb er sie doch nie so weit, eine erklärte Maitresse zu ernennen, und seine Unterthanen zu zwingen, vor einer Geschändeten zu kriechen.

Er war sehr neugierig zu wissen, was die Ausländer von ihm sagten. Einige Zeit vor der Unterzeichnung des Friedens mit Schweden, machte ihm einer seiner Gesandten, dessen Gesandschaft geendiget war, die Aufwartung: er befahl demselben, um zwölf Uhr, wenn er seine Besuche in den Kollegien zurükgelegt hatte, wiederzukommen. Der Gesandte erschien. Peter, der sich lange und ohne Zurükhaltung mit ihm unterhalten wollte, behielt ihn zum Mittagsessen, und that ihm viele Fragen, über die geographische und politische Lage des Landes, aus welchem er kam. Gegen das Ende der Mahlzeit, in einem Augenblikke des Ergusses, erhob er die Stimme, und fragte ihn, was man denn von ihm dächte. „Sehr viel Gutes, antwortete der Gesandte, alles ersinnliche Gute. Man bewundert ihre tiefe Beur-

theilungskraft und die Kühnheit, mit der sie ihre Unternehmungen ausführen; E. M. flößen die größte Bewunderung ein." — Ja, ja, das sagt die Schmeichelei von allen Fürsten, besonders, wenn zu vermuthen ist, daß dergleichen Reden ihnen wieder hinterbracht werden. Aufs höchste hiesse dies nur, mich von der guten Seite angesehen. Wenn wir aber das Blatt umkehren, auch der Beste hat seine schwache Seite und seine Fehler; welche wirft man mir denn vor? Ich will einmal sehen, ob du dreist genug bist, mir die Wahrheit zu sagen, die manche Andere mir haben zu verstehen gegeben." — „Weil sie mir es denn erlauben, so will ich so frei sein, ihnen das mitzutheilen, was man von ihnen öffentlich sagt. Man wirft ihnen vor, daß sie ihre Unterthanen zu hart behandeln, zu willkührlich strafen, und nicht wissen, was verzeihen heißt. — „Nur heraus damit, ich bin grausam, ein Tyrann: das sind die Ausdrükke, womit man ausserhalb Rusland so freigebig gegen mich ist. Aber was sind es für Leute, die diese Idee von mir haben? Solche, die weder die Umstände kennen, unter denen ich, seit dem Anfange meiner Regierung gewesen bin, noch die unwürdigen Hindernisse, die mir bei meinen Arbeiten, zum Glükke meines Vaterlandes, aufgestoßen sind: Hindernisse, die mich gezwungen haben, gegen meine Neigung und Charakter mit Strenge, doch (das kann ich behaupten) ohne Grausamkeit und Tyrannei, zu handeln. Dabei hat es mir nicht an getreuen und tugendhaften Unterthanen gefehlt, die die Reinheit meiner Absichten, und die Liebe zu meinem Lande erkannten, die mir mit

Rechtschaffenheit und Standhaftigkeit zu Hülfe gekommen sind, und deren Bravheit auch nicht unbelohnt geblieben ist.

Er hatte einem russischen Mönche aufgetragen, Pufendorfs europäische Staatengeschichte zu übersetzen. Der Mönch, nach geendigter Arbeit überreichte sie dem Czaar, aber er hatte den Sinn an vielen Stellen verändert, und glaubte, seine Sachen recht gut zu machen, indem er die starken Ausdrükke des Originals, da, wo von Rusland die Rede ist, milderte, und das Kapitel vom Nationalcharakter der Russen weg lies. Er that sich auf diesen Einfall recht viel zu Gute, und die Freude war ihm auf den Gesichte gemahlt. Der Czaar blätterte in dem Buche, und schien unzufrieden. Endlich suchte er das Kapitel vom Nationalcharakter der Russen, und da er es nicht fand, ward er wüthend und sagte: „Was hab' ich dir aufgetragen? Dies Buch zu übersetzen. Hast du das gethan? Fort, bringe mir eine buchstäbliche Uebersetzung, ohne etwas auszulassen, oder den Sinn und die Ausdrükke des Autors zu schwächen." Vermöge dieses Befehls erschien 1723, eine mit dem Original, genau übereinstimmende Uebersetzung der europäischen Staatenhistorie, mit einer Zueignungsschrift, an den Kaiser aller Reussen. Aber seit einigen Jahren, hat die petersburger Akademie der Wissenschaften, eine zweite Ausgabe, nach dem Geschmakke des kriechenden Mönchs veranstaltet.

Im Anfange des Jahres 1723, empfand Peter I. die heftigsten Schmerzen in der Blase, woraus zulezt eine Verhaltung des Urins entstand. Anfänglich lies er es sich nur gegen einen seiner Bedienten merken, der sich an einen Quaksalber aus Braband von seiner Bekanntschaft wendete, welcher sich damals grade in Petersburg aufhielt. Dieser Fremde gab einige Palliative, womit der Czaar sich begnügte. Im Anfange des Sommers 1724, wurde das Uebel noch ärger, als vorhin. Doktor Blumentrost wurde gerufen. Da dieser sah, daß die Kränkheit bedenklich wäre, so verlangte er, daß der Doktor Bidloo aus Moskau zugerufen würde. Er verlies das Zimmer des Czaars einige Wochen lang nicht. Der Apotheker Lipholb und der Wundarzt Paulson verfertigten immer Klystiere und erweichende Umschläge. Der Engländer Horn, ein geschikter Operateur, hatte zweimal eine Katheter bei ihm gebraucht, und nicht mehr, als ein Glas Urin dadurch abgezogen. Peter hütete das Bette vier Monate hintereinander. Im September hatte man einige Hoffnung zur Genesung, die Schmerzen wurden gelinder, und er fieng an, sein Wasser zu lassen. Mitten in der Wiedergenesung, glaubte er sich ausser der Gefahr, und im Stande, seine gewöhnlichen Reisen, die angefangenen Arbeiten zu besehen, thun zu können. Plözlich gab er Befehl, eine Jacht auszurüsten, und auf der Newa vor den Pallast zu fahren. Dies war in den ersten Tagen des Octobers. An einem schönen Morgen lies er Blumentrost sagen, er solle mit seinen Arzneien, und den Leuten, die er nöthig zu haben glaubte,

an Bord kommen, um ihn nach Schlüsselburg zu begleiten, wo er die Arbeiten am Ladoga-Kanal (den Münnich unternommen hatte) untersuchen wollte. Blumentrost eilte herbei, und beschwor den Czaar auf das Heiligste, noch einige Zeit sich ruhig zu halten. Alle Vorstellungen waren vergeblich. Er gieng also zu seinem Feldapotheker, und nahm Paulson auf allen Fall mit. Peter, als er die Arbeiten am Kanal untersucht, und seine Ordres ertheilt hatte, gieng nach der alten Stadt Ladoga, und von da nach Novgorod, hierauf nach Stara Russa, am äussersten Ende des Ilmensees, um auf die Ausführung seiner neuen Befehle bei den Salzwerken, und die Arbeiten an dem Kanal, den er zum wohlfeilern Transport, des beim Salzwerke nöthigen Holzes, anlegen lies, zu sehen. So brachte er den größten Theil des Monats October zu. Als hierauf sich die Witterung änderte, fiengen die Schmerzen von neuem wieder an. Den fünften November kam er nach Petersburg zurük. Allein, statt sich in seinem Schlosse einzuschliessen, gieng er nach Lachta, wo er sahe, daß ein kleines Schiff, welches mit Soldaten und Matrosen von Kronstadt kam, strandete, und den Winden preis gegeben war. Er schikte eine Schaluppe mit Leuten zu Hülfe, um es wieder flott zu machen. Als er sahe, daß man seinen Befehl zu langsam ausrichtete, so warf er sich in eine andere Schaluppe, um selbst Hülfe zu leisten, wobei er bis an den Gürtel im Wasser wadete, und sehr zufrieden zurükkehrte, zwanzig Menschen das Leben gerettet zu haben. Die Nacht brachte er in Lachta zu, entschlossen, den

 andern

andern Morgen sich nach Systerbek zu begeben. Aber eine schrekliche Schlaflosigkeit und Reissen im Unterleibe, die Zeichen eines vollkommenin Rükfalls, nöthigten ihn, nach Petersburg zurükzukehren. Am Ende des Decembers wurde das Uebel ärger, und eine nahe Entzündung stand zu befürchten. Blumenhorst verlangte von der Kaiserin, die Zusammenberufung aller Petersburgischen Aerzte. Man schikte eine Beschreibung der Krankheit, an den russischen Minister in Berlin, und an den im Haag, um die Meinung des Doktor Stahl, und des berühmten Boerhave, der in Leiden wohnte, zu hören. Am heil. 3 König-Tage, lies Peter, ohne sich besser zu befinden, seine Garderegimenter auf der Newa, die Revue passiren. Da das Wasser angeschwollen war, so überlief es das Eis. Beinahe eine halbe Stunde, blieb er hier mit den Füssen im Wasser stehen. Von diesem Augenblikke an, ward das Uebel nur immer ärger. Endlich starb er nach ausgestandenen unbeschreiblichen Schmerzen, 1725 den 28 Januar, a. St. Die Konsultationen aus Leiden und Berlin, waren noch nicht eingegangen. Als man den Leichnam öfnete, fand man die Theile welche die Blase umgeben vom kalten Brande angegriffen, und den Magenmund so verhärtet, daß man ihn mit keinem anatomischen Messer durchschneiden konnte. Boerhave scherzte auf Kosten der petersburgischen Fakultät, indem er sagte, man hätte den Czaar mit einer Arzenei für fünf Copeken retten können. Am lächerlichsten schien es ihm, daß man ihn erst dann um Rath fragte, als alle menschliche Hülfe nichts mehr ausrichten

richten konnte. Die russischen Aerzte, die die Richtigkeit von Boerhavens Bemerkungen zugestanden, schoben alle Schuld auf das Zutrauen des Czaars zu dem brabantischen Quaksalber, und auf seine nachherigen Unbesonnenheiten. Der Brabanter, der die Folgen dieser Untersuchung befürchtete, verschwand, ohne daß man je erfahren hat, was aus ihm geworden ist.

Katharina I. war zu Ringen, einem Dorfe nicht weit von Dörpat, gebohren. Dieses Dorf gehörte einem schwedischen Oberstlieutenant Rosen, den man für den Vater der nachmaligen Kaiserin gehalten hat. Auch hat man andere z. E. Albedyl einen liefländischen von Adel genannt. Darüber läßt sich nichts gewisses ausmacheu. Nur das ist gewis, daß der Dorfprediger sie unter dem Datum, d. 18 Apr. 1683. ins Kirchenbuch unter die Bastarde gesezt hat. Katharinens Mutter, die hernach einen Bauren heirathete, starb, worauf der Prediger die Waise zu sich nahm. Nach einiger Zeit kam der Superintendent Gluk aus Marienburg bey diesem Landprediger, welcher sich über seine traurige Lage bei ihm beschwerte, die dadurch noch drükkender wurde, daß er die Waise ernähren mußte. Katharinens Physionomie war einnehmend. Sie gefiel dem Superintendenten Gluk so sehr, daß er sie als Wärterin seiner kleinen Kinder mit nach Marienburg nahm, wo sie bis zu einem Alter von achtzehn Jahren blieb. Ein schwedischer Dragoner, Namens Kruse, verliebte sich in sie, und eben sollte die

Hochzeit vor sich gehen, als der Bräutigam nach Riga detaschirt wurde, und seine Braut nie wieder zu sehen bekam. Einige Zeit darnach, wanderte der Pastor Gluk, aus Furcht von einer Belagerung, von Marienburg aus, und ergab sich mit seiner Familie und seiner Gemeinde den Russen, und wurde nach Pleskow gefangen geführt. Hier sah Menzikoff Katharinen, die ihm auf eine sehr artige Weise, um ein leidliches Gefängnis für sich und die Familie des Pastor Gluk bat. Der Fürst gerührt von ihrer Jugend und Schönheit, und verwundert über ihre Dreistigkeit, machte sie sogleich zum Gesellschafts-Fräulein bei seiner Schwester Anna Danilovna. Gluk wurde nachmals Direktor einer deutschen Schule in Moskau.

Lange war Katharina noch nicht bei Menzikoff gewesen, als Peter I. sie bei ihm sah. Er wurde nicht weniger als sein Günstling gerührt, über die Schönheit und den Verstand des Mädchens. So schien gleichsam das Glük, sie auf die erste Stuffe des Thrones zu führen. Hatte sie diese erst betreten, so bedurfte sie weiter des Glüks nicht: in ihrem Verstande hatte sie zu viele Hülfsmittel, um sich selbst bald auf den Thron setzen zu können. Sie war etwas stark von Körper, nicht gros, aber von einnehmender verführerischer Gestalt. Ihre Haare waren blond; vor der Krönung schon färbte sie sie schwarz, welches sie auch hernach that, und worinn die Kaiserin Elisabeth ihr nachahmte. Der Czaar bekam von da an eine Leidenschaft für Katharine, die in der Folge immer größer wurde. Er lud sie ein, ihm zu folgen, nannte sie Ew. Gnaden,

den, welche Benennung er noch lange beibehielt. Sie wurde nach dem kaiserlichen Pallaste gefahren, wo sie zahlreiche Dienstboten fand, denen nur sie zu befehlen hatte. Kleider, Meublen, Silberzeug, alles war im Ueberflus für sie da. Sie durfte nur wünschen, so war die Erfüllung auch schon da. Peter sprach nie mit ihr von ihrer Religion, obgleich er wußte, daß sie lutherisch war. Die erste Vorsicht die er gebrauchte, war Menzikoff, Scheremetoff und den andern Generalen zu verbieten, sie zu besuchen. Das war es eben, was der ehrgeizige Menzikoff wollte; darum hatte er bis dahin alle Gegenstände der Leidenschaft des Czaars zu entfernen gewußt; er wollte ihm eine Mätresse oder Gemahlinn von seiner Wahl geben; dadurch hoffte er, sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen, und in derjenigen, die ihm ihre Größe verdankte, einen mächtigen Schutz zu haben. Und in dieser Hoffnung betrog er sich nicht. Sein stolzer und anmaßender Charakter, und alle seine Laster waren nicht im Stande, die Dankbarkeit Katharinens zu schwächen. Eine glükliche Wirkung, der, wenn gleich nicht glänzenden *, doch wenigstens gründlichen Erziehung, die sie im Glukischen Hause erhalten hatte, wo man mehr ihr Herz als ihren Verstand zu bilden suchte. Mit Gunstbezeugungen überhäuft, und unter der täglich zunehmenden Zuneigung des Czaars, vergas

 sie

* Sie hat nie schreiben können. Nach Peters I. Tode, bediente sie sich der Hand des Grafen Ostermann, die Verordnungen zu unterschreiben. Die Princessin Elisabeth verrichtete bei ihr die Geschäfte eines Sekretärs; sie unterzeichnete auch das Testament ihrer Mutter.

sie doch nie, ihn noch immer mehr zu fesseln, und sich seine Hochachtung und Vertrauen zuzuziehn. Sie hatte nur noch einen Schritt zu thun, um auf den Thron zu steigen. Alle ihre Handlungen waren auf diesen Punkt gerichtet. Im Jahr 1703 lies sie sich in der russischen Kirche taufen. Sie lernte die Landessprache in kurzer Zeit, und genug, um die deutsche Sprache zu vergessen. Aber vorzüglich studierte sie Peters Launen, um ihr Betragen darnach einzurichten. Wenn diesen Fürsten seine schwarze Laune, die oft in Wahnsinn ausartete, anwandelte, in den Augenblikken, wo er gequält von der Idee, daß man ihn umbringen wollte, sich dem heftigsten Zorne überlies, wo jeder zitterte ihn anzureden, näherte Sie sich ihm, und redete ihn an; der Ton ihrer Stimme besänftigte seine Wuth. Sie lies ihn niedersetzen, und krauelte ihm sanft den Kopf. Das that ihm so wohl, daß er bald einschlief. Um seinen Schlaf nicht zu stöhren, hielt sie seinen Kopf an ihrem Busen, und blieb in dieser beschwerlichen Lage zwei bis drei Stunden unbeweglich. Dann erwachte er ohne Zukkungen, mit völlig heiterem Geiste. Ehe sie dieses einfache Mittel ihn zu besänftigen, entdekt hatte, verbreiteten seine Anfälle von Wuth, Schrekken im ganzen Schlosse, und waren von dem heftigsten Kopfweh begleitet, welches mehrere Tage nach einander währete. Nichts kann den hohen Grad der Zuneigung Peters zu Katharinen, so wie ihre beständige Aufmerksamkeit diese Zuneigung zu verdienen, besser beweisen, als die folgende Anekdote.

Als der Czaar einmal in einer Chaise in Petersburg spazieren fuhr, begleitet von einem Denschik,

schik, ward er vor einem Laden, gemahlte Leinewand gewahr, die seine Bewunderung auf sich zog. Er lies die Chaise halten. „Ich mus, sprach er, meiner Katharina ein Geschenk kaufen." Er stieg ab, gieng in den Laden, kaufte die Leinewand und eilte in Katharinens Zimmer, der er das Geschenk mit den größten Freudensbezeugungen überreichte. Sie nahm es mit den Zeichen des größten Vergnügens an, und versicherte, in ihrem Leben nichts schöneres gesehen zu haben. Sobald der Czaar weggegangen war, schnitt sie sich selbst aus dieser Leinewand ein Kleid zu, und verfertigte es zu dem nahen Geburtstage. „Sie werden doch nicht, sagte eine von ihren Kammerfrauen, an einem Gallatage ein Kleid von gemahlter Leinewand anziehen?" „Und warum nicht? antwortete Katharina. Der Czaar hat mir diese Leinewand gegeben, von seiner Hand ist diese mir vorzüglicher, als der reichste persische Stoff." Sie erschien in diesem Anzuge auch wirklich an dem Hof-Feste, und Peter wurde davon so bezaubert, daß er sie auf das zärtlichste umarmte, und ihr in Gegenwart des versammelten Hofes eine unwandelbare Zuneigung versicherte.

Auf diese Weise wurde endlich Katharina die Gemahlinn des größten Fürsten, der je über Rusland geherrschet hat, so daß man wohl sagen kann: wenn der Zufall ihr anfänglich sehr günstig war, so wußte ihr Verstand denselben hernach desto besser zu nutzen. Der Czaar nahm einige Jahre Anstand, seine Heirath öffentlich zu erklären. Er wollte dazu die Beistimmung der Großen seines Hofes, selbst seines Sohnes Alexis, haben. Aber Katharina hatte

hatte durch ihre Leutseligkeit, und natürliche oder angenommene Sanftmuth, durch ihre Herablassung gegen jedermann, alle Herzen gewonnen. Peter war launisch, man fürchtete sich, ihn anzureden; aber man war überzeugt, von dem sich immer gleichen Charakter Katharinens. Suchte jemand ein Amt, so wandte er sich an Katharina. Sie war der Kanal aller Gnadenbezeugungen*, und selbst diejenigen, die vergeblich anhielten, mußten doch ihre tröstende Güte bewundern, womit sie die fehlgeschlagenen Hoffnungen zu versüßen suchte.

Da sie dem Czaar verschiedene Kinder gab, so hatte sie das größte Hindernis ihrer Krönung überwunden. Sie wagte es einmal, den ersten Prediger in Riga, Brüning dahin zu bringen, daß er dem Czaar, eine Weissagung auf altem Pergament geschrieben, die in den rigischen Archiven gefunden wäre, zu überreichen, wovon der Inhalt war: daß kein Czaar Liefland erobern würde, wenn er nicht ein liefländisches Mädchen heirathe. Obgleich Peter nicht leichtgläubig war, so seufzete er doch nach dieser Eroberung, und das war genug, um seinen Geist zu erschüttern, und der Weissagung einen bleiben-

* Sie schämte sich nicht, Geschenke von denjenigen anzunehmen, denen sie diente. Das war so ein kleiner Beitrag, den sie zu den Geschenken des Kaisers, den Edelgesteinen, Silberzeuge und eingezogenen Gütern derjenigen legte, die er nach Sibirien verbannt hatte. Sie fürchtete den Unbestand des Glüks, und schikte sich an, den Streichen desselben, die sie voraussah, Troz bieten zu können. Sie hatte verschiedene Summen unter fremden, besonders unter Menzikoffs Namen, in den Hamburger und Amsterdammer Banken niedergelegt.

bleibenden Eindruk zu verschaffen. Eine Begebenheit, die eben nicht geschikt zu sein schien, den Entschlus dieses Fürsten zu leiten, beschleunigte jedoch die öffentliche Erklärung seiner Heirath. Er kehrte von einer Reise zurük, und indem er in den Pallast trat, traf er einen Araber, der in seinem Dienste war, mit Blumen umgeben, und einen Kranz daraus flechtend, an. Er fragte ihn, was er da mache. „Sire, antwortete der Araber, ohne sich in seiner Arbeit stöhren zu lassen, ich habe hier eilige Arbeit. Das ist ein Kranz für meine Frau. Morgen ist ihr Geburtstag. Sie liebt mich von ganzen Herzen, und hat mir nie Ursache zur Unzufriedenheit gegeben. Ich, als ein armer Teufel weis ihr meine Dankbarkeit nicht anders zu bezeugen. Ich mache ihr da einen winzigen Kranz. Aber, ich bitte, sagen sie ihr nichts, ich wollte sie gern überraschen." Dieser Zug von Anhänglichkeit und Dankbarkeit bei einem so einfältigen Menschen, wekte alle Empfindung des Czaars über das gute Benehmen Katharinens auf. Das erste was er that, als er in sein Kabinet trat, war, daß er eine Order schrieb, worinn der Tag ihrer Krönung festgesezt wurde.

Der Tod Alexis, des einzigen Sohn Peters des ersten, die Hinrichtung und Verbannung einer grossen Anzahl seiner vorgeblichen Mitschuldigen, und die Geburt eines Sohns der Katharina, dem Rusland als Czarewitsch huldigen mußte, machten dieser klugen Prinzessin die Hoffnung, nach Peters Tode, den Thron zu besteigen, eine Hoffnung die bald vereitelt wurde. Es schien, als wenn die Vorsehung diejenigen, welche sich so vieler Mordthaten

ten schuldig gemacht hatten, verwirren wollte, indem sie den schlug, der sie bei all ihren Verbrechen sicher stellte. Der Czaarewitsch war kaum ein Jahr alt, als der Donner in das Zimmer schlug, worinn er sich befand, und ihm die Knochen so zerschmetterte, daß er einige Tage nachher starb. Weder sein Hofmeister, der Graf Brûce, noch seine Amme, die ihn auf dem Arme hatte, noch sonst irgend jemand, der in der Nähe des Kindes war, wurde verwundet.

Katharina wurde durch diesen unglüklichen Vorfall nicht muthlos gemacht. Sie verlies sich ganz auf den geheimen Rath Tolstoi, der ihr ganz ergeben war, und den Kaiser aufs dringendste anlag, eine von Katharinens Töchtern zu seiner Nachfolgerin zu ernennen. Ganz verwarf der Czaar diesen Rath nicht, aber er war doch unschlüssig, und wollte bald seine Tochter Anna, bald irgend jemand aus der Familie Romanoff, zu seinem Nachfolger ernennen; zu seiner Tochter Anna behielt er immer viele Zuneigung.

Sie glich ihrem Vater sehr, sowohl am Gesicht als am Charakter. Nur die Erziehung hatte das, was er hartes und wildes an sich hatte, gemildert. Sie war von mehr als mitlerem Wuchse, schlank und wohl gebildet. Ein majestätischer Gang, schwarze Haare und Augenbraunen, lebhafte Augen, die regelmäßigsten Züge, eine blendend weisse Gesichtsfarbe erhoben durch das Roth ihrer Lippen und Wangen, ein lieblicher Blik und Lächeln, eine Physiognomie, der Abdruk ihrer reinen und vortreflichen Seele, viel Anstand, ein richtiges und schnelles Urtheil, freigebig, prachtliebend; das ist das Bild,

welches

welches man uns von dieser Prinzessin hinterlassen hat. Die Natur hatte sie vortheilhaft ausgestattet, und Peter sorgte dafür, ihr alle Kenntnisse, die Geist und Herz bilden, ertheilen zu lassen. Sie sprach französisch, deutsch, italiänisch, schwedisch wie ihre Muttersprache. Von ihrer Kindheit an, bemerkte man an ihr eine Gegenwart des Geistes und eine Unerschrokkenheit, die eine Heldin versprachen. Der junge Graf Apraxin wagte es, ihr eine Liebeserklärung zu thun, die sie mit Verachtung beantwortete. Voll Kühnheit und Verzweifelung weis er den Augenblik abzupassen, wo sie allein ist, wirft sich ihr zu Füßen, überreicht ihr seinen Degen und bittet sie, seine Leiden und sein Leben zu endigen. „Nur her, antwortete sie kalt und stolz, ich will ihnen zeigen, daß die Tochter ihres Kaisers Muth und Entschlossenheit genug hat, einen Verwegenen zu bestrafen, der sie beleidigt.“ Der junge Mann, der sich bey seinem Worte genommen sah, und fürchtete, sie möchte das ihrige halten, weit entfernt ihr den Degen zu geben, beschwor sie, ihm einen Wahnsinn zu verzeihen, der das Werk ihrer Reize wäre. Anna rächte sich jedoch dadurch an ihm, daß sie ihm durch Erzählung der Gaskonade, dem Gelächter preis gab.

Dieser Prinzessin wollte Peter den russischen Szepter nach seinem, oder wenigstens nach Katharinens Tode, hinterlassen. Von den schreklichsten Schmerzen ergriffen, erfüllte er den Pallast mit seinem Geschrei. Schon hatte er das Ruder der Geschäfte fahren lassen, und dachte nur von Zeit zu Zeit, an die lezten Einrichtungen, die er für seine Familie treffen

mußte.

mußte. Aber wegen der heftigen Hitze, phantasirte er fast beständig. In einem der kurzen Augenblikke, da er zu sich selbst kam, fiel es ihm ein, zu schreiben. Aber seine schwere Hand bildete nur verworrene Züge, die man, wie er selbst wohl sahe, nur mit Mühe entziffern konnte. Man konnte nur die drei Worte lesen: übergebet alles an . . . Er lies die Prinzessin Anna rufen, um ihr sein Testament zu diktiren. Aber kaum war sie bei seinem Bette, als ihn Sprache und Bewußtsein auf immer verlies. Er starb sechs und dreissig Stunden nachher.

Nach Peters I. Tode, trat Katharina, seine Gemahlin, die Regierung an. Sie suchte die Herzen der Unterthanen, durch Güte und Sanftmuth zu gewinnen. Sie lies die zahlreichen Galgen, Räder und Schafotte abbrechen, die sowohl auf den Landstraßen, als besonders in der Hauptstadt errichtet waren. Die Leichname der Hingerichteten, die noch zur Schau ausgestellt waren, lies sie begraben. Sie rief alle Verbannten wieder zurück. Unter der Zahl dieser leztern, war Lestocq, den Peter I. nach Kasan verwiesen hatte. Dieses ist der Mann, der noch zu dem glänzendsten Glükke bestimmt war, und unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth, eine so ausgezeichnete Gunst besas. Von ihm wird noch öfter die Rede sein.

Am 6ten Febr. 1726, war sie in der größten Gefahr. Als Oberst der Garden, war sie bei der Musterung derselben, gegenwärtig. Als die zweite Division der Garde Semenofsky, ihre Uebungen geendigt hatte, und die lezte Salve gab, so pfiff der Kaiserin

rin eine Kugel, an den Ohren vorbei, und traf einen reichen russischen Kaufmann, hinter ihr, der auf der Stelle todt niederfiel. Ohne die Fassung zu verlieren, und als wenn es ihrem Leben gar nicht gegolten hätte, befahl sie, den Leichnam wegzubringen, und kehrte mit ihrer Begleitung nach dem Pallastezurück. — Nicht lange vor ihrem Tode, gieng in Petersburg das Gerücht, daß sie vergiftet wäre. Es ist wahr, eine schon bejahrte Dame, Namens Johanna, die einmal Kaffe bey ihr trank, befand sich sehr übel, und gebrauchte aus Vorsicht Arznei und Aderlässe. Auf die Kaiserin achtete man wenig, weil sie schon seit einiger Zeit kränklich gewesen war, und schrieb ihr zunehmendes Uebelbefinden ihrer Kränklichkeit zu. Der Verdacht fiel hernach hauptsächlich auf ihre Kammerfrau, Melle Cramer, aus Narva, eine von Peters I. Maitressen. Seit dieser Zeit, da man behauptete, daß sie Gift bekommen habe, ward sie immer mistrauischer und argwöhnischer. Sie schlief auch fast gar nicht mehr; um sich den Schlaf zu vertreiben, sog sie beständig Bretzeln, die in ungarischen Wein getunkt waren, aus, wodurch ihr Blut so erhizt, und ihr Körper so angegriffen wurde, daß sich ihre Lebenstage sehr abkürzten, zur großen Verwunderung ihrer Unterthanen, die ihre Krankheit nicht so gefährlich hielten. Sie starb den 17ten Mai, 1727.

Unter allen Beherrscherinnen von Rusland, hatte keine so viel Geschmak an Pracht und Aufwand gezeigt, als die Kaiserin Anna I. Unter ihrer

Regierung war es allen, die am Hofe in Bedienung standen, verboten, zweimal an einem Tage mit demselben Kleide zu erscheinen. Die Kleider waren sehr prächtig, und machten die Fabriken zu Lyon ausserordentlich blühend. Die russischen Herren raffinirten auf diese Art des Luxus, und liessen es an keiner Art von Aufwande fehlen. Zu ihrem Glükke verlangte Anna keinen anderen Aufwand, so daß ihre Besoldung zu Bestreitung ihrer Kleider hinreichte. Dieser Luxus führte in der Folge noch ein anderes Uebel herbei, nemlich die Mannigfaltigkeit der Hofbedienungen. Man begnügte sich nicht blos, die Zahl derselben ungeheuer zu vermehren, sondern man theilte sie nach einem gewissen Range und nach Stuffen ein, die mit den neuen Aemtern zugleich errichtet wurden; und um sie in den Augen des großen Haufens zu heben, so verband man damit Ehrenbezeugungen und Vorzüge. Unter dieser Regierung ist auch der übermäßige Gebrauch des Kaffe in Rusland aufgekommen; man mag zu welcher Stunde man will Nachmittags kommen, in welches Haus man will, selbst bei den kleinsten Krämern, so findet man den Tisch mit Kaffe- und Theegeschirr besezt, und den Hausherrn mit seiner Familie um denselben herum.

Anna wurde von ihrem Volke angebetet. So leicht ist es von einem Volke angebetet zu werden. Denn es weis denen, die es zu seinen Beherrschern angenommen hat, nicht blos Dank für das wenige Gute, welches sie ihm thun, sondern auch selbst für

das

das Uebel, welches sie ihm nicht thun, nachdem es schwach genug gewesen ist, ihnen die Gewalt, es ungestraft auszuüben, zu lassen. Sanftmuth und Herablassung hatten Anna die Herzen aller Russen gewonnen. Man bemerkte an ihr nicht diese zurükstoßende Erhabenheit, die den Monarchen so natürlich scheint, uud wozu sie in Rusland von Jugend auf gebildet werden. Eine sorgfältige Erziehung und lange Abwesenheit vom russischen Hofe, hatten viel dazu beigetragen, ihren Charakter zu mildern, und ihr einen Abscheu gegen den orientalischen Uebermuth, wovon sie noch die Muster vor Augen hatte, einzuflößen. Die Kabalen und Ränke waren am Hofe zu Mietau unbekannt. (Sie war nehmlich vor ihrer Erhebung auf den Thron ihres Oheims, verwitwete Herzogin von Kurland gewesen.) Der kurländische Adel war, so lange es nicht Ehrensachen oder seine Vorrechte betraf, freimüthig, ehrlich und menschenfreundlich. Da hatte die Kaiserin Anna den sanften und liebenswürdigen Charakter angenommen, der dem Charakter der russischen Höflinge, die nur List, Ränke und Treulosigkeit kennen, so sehr entgegen gesezt ist. Wenn sie jedoch strafen mußte, so war sie entweder aus Grundsaz, oder aus Politik strenge. Während ihrer ganzen Regierung, hat man eigentlich nie von einer Verschwörung gegen sie, reden gehört.

Anna war gros, vollständig, hatte eine männliche Stimme und einen sichern Blik, der Hochachtung einflößte, und die, welche sich eines Vergehens bewußt waren, zittern machte. Darin war sie Friedrich II. ähnlich, von dem man behauptete,

daß er die Herzen der Menschen durchdrang, und mit Zuverläßigkeit ihre Gedanken und geheimsten Gesinnungen darin las. Sie besas das nicht gemeine Verdienst, die Personen zu unterscheiden, welche der Gnadenbezeugungen, die sie so gerne ertheilte, werth waren; sie verstand es, die Wohlthaten die sie erzeigte, noch durch die Art, wie sie es that, zu erhöhen. Das Verdienst fand leicht seine Belohnung bei ihr, und zwar reichlich, obgleich sie für sich sehr haushälterisch war. Nach ihrem Tode hinterlies sie sechs Millionen Rubel, die sie vermittelst der Gelder, welche sie für ihre kleinern Vergnügungen zurüklegte, gesamlet hatte. Sie konnte keine fremde Sprache fertig. Aber Biron (Herzog von Kurland) der vollendetste Hofmann, hatte ihr über diesen Punkt einen erschlichenen Ruf zu verschaffen gewußt, indem er ihr rieth, eine italiänische Oper in Petersburg zu errichten. Hier erschien sie gewöhnlich in einem langen russischen Kleide; denn sie selbst erschien, ausser an gewissen feierlichen Tagen, nie in der Pracht, die sie als Befehl von ihren Höflingen verlangte. Des Morgens war sie so einfach als möglich gekleidet. Ein seidnes Tuch um den Kopf, ein rothes Leibgen, ein schwarzer Rok, das war ihr Anzug den ganzen Tag, wenn nicht etwa Galla einfiel.

Schon oben ist der falschen Freundschaft und des wirklichen Neides der beiden Herren Münnich und Biron gedacht worden. So viel Dienste Münnich auch der Kaiserin bei ihrem Regierungsantritte geleistet hatte, so traute er seinen Kräften doch zu viel zu, wenn er glaubte Biron, der die

Czaarin

Czaarin gänzlich beherrschte, aus dem Sattel heben zu können. Er hatte wie schon erwähnt, auf Birons Versprechen, Hettmann der Kosaken zu werden, gerechnet. Unter den wechselseitigen Freundsschaftsbezeugungen, Diensterbietungen, Treulosigkeiten und wirklichen Nachstellungen dieser beiden Nebenbuhler, wurden die unglüklichen Türken und Russen die Schlachtopfer eines Krieges, der den erstern erklärt wurde unter dem Vorwande, den Räubereien der krimischen Tataren in Rusland Einhalt zu thun, eigentlich aber um Münnich vom Hofe zu entfernen, und auf immer zu Grunde zu richten. Man glaubte ihn durch den Titel eines Generalissimus zu beschwichtigen, und für die ihm versprochene Stelle eines Hettmanns zu entschädigen. Münnich kam nicht um in den Schlachten; aber er betrug sich mit einer übertriebenen Strenge gegen die Offiziers seiner Armee, und begieng einige andere Fehler, wofür ein General nicht stehen kann, die aber sein Nebenbuhler nuzte, ihn zu unterdrükken.

Biron hatte den Plan gefaßt, der den unglüklichen Struensee aufs Blutgerüst führte. Er lies es sich besonders angelegen sein, den alten Adel von den Geschäften und ersten Stellen auszuschließen. So gelang es ihm, das Ansehen der Fürsten Dolgoruki zu schwächen. Diese berühmte Familie stammt von dem Grosfürsten Wladimir Swoetoslawitsch, der ums Jahr 981 in Rusland regierte, ab. In dem Urtheile der Verbannung,

 welches

welches gegen sie ausgesprochen wurde, heißt es: keins ihrer Mitglieder solle je bis zur Stelle eines Obersten gelangen können. Der Feldmarschall Münnich unterlies dennoch nicht, drei aus dieser Familie, nach der Einnahme von Chotzim, zu Obersten zu ernennen. Es ist wahr, sie hatten sich bei dieser Eroberung rühmlichst ausgezeichnet. Als die Nachricht nach Hofe kam, so wurde das eine Veranlassung, Münnich anzuschwärzen. Man schrieb ihm, und tadelte sein Betragen, und erklärte die von ihm ertheilten Belohnungen für nichtig. Aber dieser stolze General antwortete in einem nachdrüklichen und lakonischen Style: daß nach der ihm anvertraueten Gewalt, es ihm auch zu komme das Verdienst zu beurtheilen und zu belohnen, sonst wäre seine Gewalt unnüz und dürfe und wolle er auch nicht kommandiren. Die Kaiserin, welche den hochmüthigen und unbeugsamen Character ihrer Feldmarschalls kannte, gab nach, und annullirte aus Herablassung diesen ungerechten Punkt des Urtheils, der das Unglük der Dolgorukys bis auf ihre Nachkommenschaft ausdehnte.

Eine der vorzüglichsten Beschwerden, die zur Verbannung der Familie Dolgoruky mitwürkten, war, daß sie unter der Regierung Peter II. den kaiserlichen Schatz geplündert hätten. Eine doppelt ungerechte Anklage, die beweiset wie weit die Unverschämtheit eines Günstlings gehet, der mit seiner Gewalt ein Spiel treibt. Ein Jahr, nachdem Anna nach Petersburg zurükgekehrt war, (1733) kauf-

kaufte Biron für 10 Millionen Rubel Landgüter; den doppelten Werth dieser Summe, besas er an Edelgesteinen. Der Antheil, den er an verschiedenen Banken von Europa hatte, stieg wohl auf zwanzig Millionen Gulden. Als er unter der Regentin Anna arretirt wurde, fand man in seinem Pallaste 28 Millionen Rubel baar Geld, und eben so viel an Diamanten. Biron war ein Glükskind. Die Karten waren für ihn ein beträchtliches Einkommen. Er gewann mehrere Millionen im Spiel. Es ist wahr, die Herren, welche eine Gnade, oder eine Stelle zu erhalten wünschten, kamen seinem Glükke freiwillig zu Hülfe. Er hatte noch andere Kanäle, aus denen das Gold seinem Pallaste zuflos. Die fremden Höfe, welche seine schwache Seite kannten, wußten ihn zu gewinnen. Die Minister, welche seinen Schuz suchten, durften ihm nur Gold und Edelsteine geben. Kamen sie nicht auf diese Weise, so wurden sie in allen ihren Schritten unfehlbar gehindert. Das war der Ankläger der Dolgoruky's.

Als Biron sich die Dolgoruky's vom Halse geschaft hatte, dachte er auf den Ruin eines Mannes, dessen Gegenwart am Hofe, ihm unerträglich war. Dies war der Kabinetsminister und Oberjägermeister, Artemon Wolinsky. Er war nicht von geringem Herkommen, wie in seinem Urtheile steht, sondern aus einer der ersten Familien des Reichs. Seine Herkunft machte ihn stolz; das war sein ganzes Verbrechen. Wie die Freiherrn von Dalberg ihren Adel, von der Kreuzigung Jesu

Christi her datiren, so rechnete er den Seinigen ganz ernsthaft, noch um einige Jahrtausende später hinaus. Mit solchen Anmaßungen, gilt man wohl mit Recht für einen Träumer; aber den Tod hat man nicht dadurch verdient. Er war so unversichtig, über die Abkunft des Günstlings zu spötteln, und sich zu beklagen, daß unbekannte Menschen, das Ruder der Geschäfte führten. Er nahm es übel, daß der hohe Adel, solchen Menschen untergeordnet wäre. Er sparte bei keiner Gelegenheit, seine Sarkasmen gegen Biron. Dieser allmählig gewöhnt, den unumschränkten Herrn zu machen, sah die Beleidigungen, die ihm persönlich geschahen, als Verbrechen, der beleidigten Majestät an. Er verlangte blutige Genugthuung, gegen den Wizling, und erhielt sie. Der unglükiche Wolinsky, Verbrechen beschuldigt, die so schwer, als ersonnen waren, unterlag der Verläumdung, und verlohr den Kopf auf dem Blutgerüste. Bis auf den Sekretär Eichler, der die Knute erhielt, und verbannt wurde, erstrekte sich Birons Rache. Als einige Jahre nach dieser schreklichen Exekution, Wolinsky's Unschuld an den Tag kam, so wurde Eichler, der nicht Mitschuldiger an Verbrechen, die nie begangen waren, sein konnte, zurükberufen, und rehabilitirt. Die Formalität der Rehabilitation in Rusland, ist ziemlich sonderbar. Man läßt einige Regimenter mit ihren Fahnen aufmarschieren, und stellet sie in zwei Reihen, wodurch diejenigen gehen müssen, deren Unschuld erwiesen ist, oder die man begnadigen will. Nach dieser Cerimonie, ist es bei schwerer Strafe, niemanden erlaubt, ihnen ihr Vergehen wei-

ter

ter vorzuwerfen. — Biron ersezte seine fortgesezten Treulosigkeiten, durch eine wachsame Verwaltung. Ein oder zweimal wöchentlich, visitirte er im Namen der Kaiserin, alle Kollegien. Er war selbst bei den Berathschlagungen und Gerichten gegenwärtig, und bei seiner Scharfsichtigkeit, wehe dem Richter, der sich durch Partheilichkeit, oder Privatinteresse leiten lies. Denn der Günstling verfuhr grausam gegen die Misbräuche, die er nur sich selbst ungestraft zu begehen erlaubte.

Die Kaiserin Anna wollte sich einmal belustigen, auf Kosten der Großen und des Volks, dessen Thätigkeit und Wachsamkeit, sie zugleich auf die Probe stellen wollte. Am ersten April lies sie alle Klokken in Petersburg anziehen. Da dies ein Werkeltag war, so glaubte man, daß irgendwo Feuer ausgekommen wäre, und fragte sich auf allen Straßen, wo es denn eigentlich wäre. Als der Schrek vorüber war, kamen die Großen, wie gewöhnlich zur Cour. Da sagte ihnen die Kaiserin, daß, weil es der erste April wäre, so hätte sie sich die Erlaubnis genommen, zu probiren, ob sie alle im Nothfalle bereit wären. Dieser Spas, oder wenn man will, diese Probe, kam der Kaiserin, und noch mehr ihrem Volke, theuer zu stehen. Einige Tage nachher kam wirklich Feuer in einem Hause aus: man zog die Klokken an, aber ein jeder blieb ruhig zu Hause, und der Brand verzehrte ruhig einen großen Theil der Stadt Petersburg.

Als Anna nur noch Herzogin von Kurland war, reisete Biron öfters in ihren Geschäften, zwischen Mietau, Riga und Petersburg. Auf einer dieser Reisen lernte er zu Riga, einen russischen Feldarzt, Namens Scanderbek kennen. Dieser besas ausser den Kentnissen in seiner Kunst, auch gute Kentnisse in der Münzkunde. Er hatte eine Sammlung alter Münzen angelegt, die ihm zur Aufklärung gewisser Punkte in der Geschichte, und besonders in der Geschichte der liefländischen, esthländischen und kurländischen Herzoge dienen sollten. Biron, der auch Liebhaber von Alterthümern war, und sorgfältig die Münzen seines Vaterlandes sammlete, wünschte, die Sammlung Scanderbek's zu besitzen. Er bat denselben dringend darum, dieser aber schlug es ihm auf die höflichste Weise ab. Darauf bat er sich von ihm wenigstens die Münzen aus, welche ihm fehlten. Scanderbeck blieb bei seiner abschlägigen Antwort, aber immer mit Artigkeit, um die Bitterkeit derselben zu versüßen. Anna stieg auf den russischen Thron, und Biron zu Petersburg, eben so allmächtig, als vorhin in Mietau, erneurte seine Bitten vergeblich, aber nicht ungerächt. Er schikte dem Gouverneur von Riga einen Befehl, Scanderbek, ohne weitern Prozes zu arretiren, ihn unter einer sichern Begleitung, der sein Name unbekannt sein müßte, ins innere von Sibirien zu schikken. Diese Klausel wurde bei ähnlichen Befehlen, allemal hinzugesezt, und man sieht wohl, was für Vortheile sie für die Unterdrükker hatte. Der Unterdrükte verschwand, ohne daß man was davon merkte. Seinen Namen kannte höchstens

der

der Woiwode des Landes, wohin er verwiesen ist. Dadurch vereitelt man die Nachforschungen einer Familie, die Begnadigung für einen Unschuldigen suchen würde, und vermeidet ihre Vorwürfe und ihr Ungestüm. Scanderbek wurde unterwegs von seiner Bedekkung alles, sogar die Hemdsknöpfe abgenommen. Da er vermuthete, daß er würde visitirt werden, so verbarg er in seinen Beinkleidern eine Lanzette, die den diebischen Händen seines Führers entgieng, und hernach die Ursache seiner Rettung wurde. Wie er nun an dem Orte seiner Bestimmung anlangte, führte man ihn in einen unterirdischen Kerker, wo er des Tageslicht beraubt, von einem Unteroficier und einigen Soldaten bewacht wurde, die ihm zu essen brachten. Da er sich nicht an die Speisen gewöhnen konnte, die man ihm brachte; so versuchte er, sie sich selbst zu bereiten, und beschäftigte sich, kleine Pasteten zu machen, die er gerne aß. Die Soldaten brachten ihm seine tägliche Provision, so spät sie nur konnten. Machte er ihnen darüber Vorwürfe, so spotteten sie nur. Dann klagte er es ihrem Officier, der diese Klagen lächerlich fand. Endlich drohete er diesem abscheulichen Sbirren, ihm die Nase abzuschneiden, wenn wenn er ihn nicht menschlicher behandelte. Der Officier nahm diese Drohung, eines unbewafneten, eingekerkerten Menschen, für eine Gaskonade, und hatte ihn noch mehr zum Besten, als vorher. Voll Verzweifelung zog Scanderbek also einmal, als dieser Unmensch ihn zur Seite stand, seine Lanzette heraus, und schnitt ihm wirklich die Nase ab. Dieser Auftritt verursachte weitläuftiges Gerede in der ganzen Gegend.

Gegend. Der Woiwode lies Scanderbek sogleich vor seinen Richterstuhl führen, und verhörte ihn. Während der Fragen, die er ihm that, war er so zerstreut, daß er ihn bei Namen nannte. Dies war ein ganz unregelmässiges Verfahren, der Gesezgebung der Siegelbriefe (lettres de cachet) ganz zuwiederlaufend, der Uebertreter des Gesetzes, folglich strafbar. Scanderbek, der Zeit genug gehabt hatte, diese Art von Gesetzen zu studiren, nüzte seine Kenntnis, machte den Verhör schleunig ein Ende, indem er darauf bestand, nicht weiter zu antworten, und forderte ganz laut Rache, gegen diesen ungerechten Richter. Das schwere Verbrechen des Woiwoden machte Lärm, und der arme Richter, konnte wegen der Oeffentlichkeit des Verbrechens, nicht umhin, sich Raths zu erholen, bei dem dirigirenden Senat in Petersburg, dem er seine Verlegenheit, und alle Umstände des ganzen Handels mittheilte. Die Senatoren, welche nun von den wahren Ursachen der Gefangenschaft Scanderbeks unterrichtet waren, und Biron, der schon im Exil schmachtete, nicht mehr zu fürchten hatten, fanden eine glükliche Gelegenheit, einen Richter loszusprechen, dessen ganzes Verbrechen, eine unbedeutende Zerstreuung war, und einen Unschuldigen zu retten, der unter diesen Umständen es nicht wagen würde, sich über die vorhergegangenen Ungerechtigkeiten zu beklagen. Sie antworteten also dem Woiwoden, er solle, statt ein langes Verhör mit Sanderbek vorzunehmen, ihn blos um die Ursachen befragen, warum er dem Unterofficier die Nase abgeschnitten hätte, und ihn absolviren,

wenn

wenn er sie einigermaßen annehmlich fände. Welche schrekliche Gesezgebung! Das ist indessen die Art, wie man in despotischen Staaten, mit Verbrechen und Misbräuchen umgehet.

Ein Brandmal, welches die Minister der Kaiserin Anna ihrer Regierung aufgedrukt haben, ist die Aufhebung Finkensteins, der als Gesandter der Kurländer nach Warschau reisete. Ferdinand, der lezte Herzog vom Kettlerschen Stamme, war gestorben. Rusland hatte durch einen Traktat, welchem Pohlen hatte beitreten müssen, sich verbindlich gemacht, den Kurländern, wenn sie von Pohlen unabhängig bleiben wollten, die freie Wahl ihrer Herzöge und alle ihre Privilegien zulassen. Der russische Hof, welcher schon Absichten auf dieses Herzogthum für Biron hatte, und geheime Artikel befürchtete, vermöge welcher Kurland Pohlen einverleibt werden sollte, trat in diesem Augenblikke alle menschlichen Rükſichten unter die Füße, und hörte nur auf das Interesse der Politik. Ostermann erkundigte sich durch Emissarien nach der der Zeit, wenn Finkenstein zurükreisete, und stellte Soldaten aus, die ihm seine Depeschen abnahmen, und ihn selbst gefangen nach Petersburg führten. Man mus das Spioniren entschuldigen, oder allen Höfen in Europa, dem zu Konstantinopel ausgenommen, den Proces machen. Aber schwerlich wird man in der neuern Geschichte von Europa, ähnliche Beleidigungen des Völkerrechts antreffen.

Eben

Eben so schwer ist es, Ausdrükke für den folgenden Zug zu finden, der auf immer Birons, Münnichs und Ostermanns Andenken beflekt hat. Zur Ehre der Kaiserinn Anna wollen wir sagen, daß sie nicht um diese abscheuliche Handlung, die einer Geschichte der Wilden zur Schande gereichen wurde, gewußt hat. Malkolm Sinclair, schwedischer Major, war den 15 Apr. 1739 nach Konstantinopel gereiset, um eine Offensiv- und Defensiv-Allianz zwischen Schweden und der Pforte gegen Rusland zu schliessen. Ostermann und Münnich, die Wind davon hatten, konnten durch ihre Spione nicht hinter die genaueren Umstände kommen. Indes wollten sie das Geheimnis wissen, es koste was es wolle. Den 12 Mai übergab der Grosvizier dem Mustapha Pacha das Original der von Karl XII eigenhändig unterzeichneten Acte. Sinclair reisete darauf mit einer kleinen Bedekkung zurük, begleitet von einem französischen Kaufmanne, Namens Couturier, und einem Fuhrmanne aus Breslau, Namens Bunek, den er als Bedienten gebrauchte. Den 25 kam er zu Chozim, wo der Pacha ihm Briefe zeigte, die er aus Pohlen erhalten hatte, worinn man ihm meldete, daß demjenigen, der sich des Major Sinclair bemächtigte, eine gute Belohnung versprechen würde, und daß man sich vorgenommen habe, ihn in Lemberg zu überfallen. Dieselbige Nachricht wurde ihm durch einen Menschen, aus dem Gefolge des schwedischen Gesandten zu Konstantinopel bestätigt. Dieser Mensch reisete eben von Warschau nach Konstantinopel durch Cho-

zim. Hier traf er Sinclair, und versicherte demselben, ein Grieche habe sich gegen ihn gerühmt, er könne einige hundert Dukaten verdienen, wenn er Nachricht vom Major Sinclair zu geben wußte. Nach dieser Entdekkung und den dringenden Bitten des Pacha, daß er seine Reise durch Pohlen machen möchte, nahm er Empfehlungsbriefe bei dem Woiwoden von Kiow. Den 1 Junius kam er zu Stanislaff, einer dem Kron-Grosfeldherrn Potoki zugehörigen Stadt an, und trat in einer Schenke, wo ein Jude Wirth war, ab. Aber kaum war er mit seinen Leuten abgestiegen, als der Bediente des russischen Obersten Darefsky der nebenanwohnte, hereintrat, um sich nach Sinclair zu erkundigen. Kurz darauf kam ein Lieutenant von dem Generaladjudanten Sabas, sie zu seinem Chef zu fordern, der ihre Pässe untersuchen wollte. Sabas that ihnen einige kurze Fragen, und entlies sie. Als sie wieder nach Hause kamen, nöthigte der Lieutenant sie, Meth mit ihm zu trinken, wobei er die Absicht hatte, sie betrunken zu machen, um hinter die eigentliche Absicht ihrer Reise zu kommen; aber er wurde eher betrunken als sie. Den andern Tag gab Potoki ihnen Pässe und Befehle für die polnischen Offiziere, sie frei passiren und sogar escortiren zu lassen. Den 3ten begegneten ihnen zwei Reuter, die wieder umkehrten, nachdem sie mit der Escorte gesprochen hatten. Diese Reuter waren aus dem Hause des Darefsky. Sinclair sahe sie noch einmal in einer kleinen Stadt, wo sie sich abermals mit der Escorte ins Gespräch einliessen. Den 7ten langte Sinclair zu Lugenskoff an, und gieng zum

Gou-

Gouverneur, den er bat, ihn bis an die polnische Grenze bringen zu lassen, und zeigte ihm einen von Potoki eigenhändig geschriebenen Brief. Während ihres Auffenhaltes zu Lugenskoff, machte sich ein Jude an den Bedienten des Majors, und sagte, daß einer seiner Landsleute und Glaubensgenossen gerne die Escorte nützen wollte, aber nicht gleich abreisen könnte; er bäte ihn also, ihm den Weg zu sagen, welchen sie nehmen würden. Sinclair, dem der Jude verdächtig vorkam, gab ihn bei dem Gouverneur an. Dieser hörte den Juden ab, und da er fand, daß er nicht bei einerlei Aussage blieb, so lies er ihn festsetzen, und versprach, ihn nicht eher, als den andern Tag Abends, loszulassen. Den 2ten Julius waren sie Gogan nahe, als ihnen ein Courier, von dem Gouverneur von Lugenskoff, mit verhängtem Zügel nachkam, sie zu benachrichtigen, daß verschiedene Leute, als Kosaken verkleidet, sie verfolgten. Sie verdoppelten also ihre Schritte, und kamen den 9ten Julius in Holstein, der lezten polnischen Stadt an. Die Escorte begleitete sie noch zwei Meilen weiter. Zu Lüblinz hielt man sie, ungeachtet aller Entschuldigungen, so lange an, bis ein kaiserlicher Kommissarius bescheiniget hatte, daß sie aus keinem, von der Pest angestektem Orte kämen. Darauf vertauschten sie ihren Pas, gegen einen Gesundheitsschein. Den 13ten Julius langten sie in Breslau an, wo sie in einem Wirthshause, in der Vorstadt, abtraten, damit man nicht muthmaßen sollte, das sie von Konstantinopel kämen. Sinclairs Absicht war, zwei oder drei Tage zu warten, und die ordentliche Post

zu nehmen. Da er aber den 16ten erfuhr, daß sie erst den andern Tag abgienge, so entschlos er sich, mit Extrapost zu reisen. Hier hatte Bunek sie verlassen, und an seine Stelle trat ein anderer Bedienter, Namens Scholz. Der Graf Schafgotsch, Generaldirektor des Amts, hatte erfahren, daß dieser Bunek von Konstantinopel zu Hause gekommen wäre, ohne es anzuzeigen, lies ihn daher arretiren und fragte ihn aus. Sinclair Geheimnisse wurden also entdekt, und Bunek zu dreiwöchentlichem Gefängnisse verurtheilt. Sinclair von Buneks Festsetzung benachrichtiget, befahl, geschwinde die Pferde anzuspannen. Aber einige Augenblikke vorher hatte der Oberamtmann verboten, ihm Pferde zu geben: sogleich fand sich auch der Kanzler ein, begleitet von vier Personen, die, ungeachtet seiner Protestationen, zu einer förmlichen Untersuchung schritten, zwei Soldaten vor seine Thür stellten, die Aussagen seiner Leute aufnahmen, sie entwafneten und durchsuchten. Da sie hierauf die Unterschrift Karls XII. auf einer Karte, die an einer Rolle befestiget war, bemerkten, baten sie um die Erlaubnis, dieses Papier dem Grafen zeigen zu dürfen. Aber Sinclair widersezte sich, und bot sich an, sie dem Grafen selbst zu zeigen. Die Briefe des Sultans und Grosveziers entdekten sie jedoch nicht, denn sie waren in ein Kleid unten im Mantelsakke genäht. Ohngeachtet Sinclairs Widerstand, nahmen sie seine Papiere mit sich. Beim Weggehen sagte der Kanzler zu dem Bedienten: „euer Herr mus große Feinde hier haben“. Er kam bald darauf wieder mit Entschuldigungen wegen des Vorgefallenen, und bat den

Major, es anzusehen als eine nothwendige Folge der positiven Befehle, die sie hätten, alles was von Orten, die wegen der Pest verdächtig wären, herkäme, genau zu untersuchen. Nachdem Sinclair von neuem protestirt hatte, reisete er denselben Nachmittag noch ab, sobald er diese Inquisition los war. Er nahm seinen Weg nach Grünberg über Neustädtel. Am Tage seiner Abreise um 6 Uhr Morgens, waren in Breslau zwei Fremde über Wartenberg und Oels angekommen. Sie waren im Gasthofe zum blauen Hirsch abgestiegen und hatten sich für russische Offiziers ausgegeben. Der eine war der Hauptmann Kutler, der andere der Lieutenant Lewitzky. Diesen hab' ich oft in Petersburg getroffen. Er lebte daselbst von einer guten Pension, die er durch die schreklichste That erworben hatte. Eine ungeheure Nase machte seine Figur scheuslich, und schien seine Laster nur noch abscheulicher zu machen. Alle Züge seines Gesichts zeugten von seiner barbarischen Seele. Die Gegenwart dieses Menschen hat mir allemal ein unwillkührliches Schaudern verursacht. Von den vier Bedienten gab sich der eine für einen Unteroffizier, die andern für Dragoner aus; zwei sprachen deutsch, die beiden andern russisch. Sie fragten nach dem Grafen Schafgotsch, mit dem sie wichtige Geschäfte abzumachen hätten. Der Graf war beschäftigt, und konnte sie nur erst gegen Abend um acht Uhr sprechen, obgleich sie ihn durch einen Brief, den sie seinem Läufer mitgaben gebeten hatten, ihnen je eher je lieber Audienz zu geben. Ihr Vortrag bei dem Grafen war, sie hätten Order einen schwedischen Major Sinclair

zu

zu verfolgen, der aus Konstantinopel, einem feindlichen Lande käme, gefährlicher Projekte verdächtig wäre, und Depeschen bey sich führte, woran das Heil und die Wohlfahrt der ganzen Christenheit läge; sie bäten also um die schleunigste Hülfe, ihm nachzusetzen. Der Graf gab ihnen offene Briefe mit, des Innhalts: wenn man den Major Sinclair träfe, so solle er auf eine anständige Art nach Breslau gebracht, seine Sachen und Depeschen sollten mit dem Amtssiegel, dem Gerichtssiegel und des Majors Siegel bezeichnet, vorläufige Abschrift von den Depeschen genommen, und seine Person an niemand, wer es auch sei, ausgeliefert werden, ehe nicht der Graf, von allem wohl benachrichtiget, sein Urtheil gesprochen hätte. Die Russen verliessen den Grafen um 10 Uhr Abends, kauften noch in der Eile zwei Säbel, und reiseten um Mitternacht mit ihren vier Bedienten und zwei Postknechten ab. Der 17 Junius, Mittags, kamen sie nach Neustädtel, wo sie erfuhren, daß der Major schon seit zw.i Stunden nach Grünberg abgereißt sei. Einen Büchsenschuß von dem Dorfe Altschau trafen die Bösewichter einen Wagen an, befahlen dem Postillion zu halten, theilten sich in zwei Banden, nahmen den Wagen zwischen sich, und zeigten ihre Pistolen und Säbel, womit sie bewaffnet waren. Darauf näherte sich Kutler dem Wagen, und fragte den einen, der darin sas, auf französisch: ob er nicht von Breslau käme und Sinclair hiesse? Auf die bejahende Antwort erwiederte er ihm: daß es ihm sehr leid wäre, ihn anzuzeigen, daß er wieder umkehren, daß aber ein ehrlicher Mann eine empfangene Ordre vollziehen müsse. Sinclair verlangte

die Ordre zu sehen. Kuttler versezte ihn, er sollte sie am nächsten Orte sehen, uud zwang den Postillion, den Weg nach der ersten sächsischen Station zu nehmen. Sinclair verlangte immer die Ordre zu sehen, wovon die Rede gewesen war. Endlich zog Kutler ein Papier mit einem großen Siegel heraus, öfnete es zur Hälfte und sagte, ohne es zu lesen, der Innhalt davon wäre, den Major Sinclair zu arretiren, wo man ihn fände, weil man wüßte, er habe sehr verdächtige Papiere bei sich, und auf welche Art es auch sei, hinter die Wahrheit zu kommen. Der unglükliche Gefangene antwortete ihm, er habe schon eine solche Untersuchung in Breslau ausgehalten. „Diese Untersuchung, antwortete Kutler, hält man nicht für hinreichend. Aber sie sind dabei ausser aller Gefahr; denn, wie sie wohl wissen, hat man überall Achtung für die Minister und Depeschen der Fürsten. Wenn sie keine andere Papiere bei sich haben, als die, welche schon in Breslau untersucht sind, so werden sie bald expedirt werden. Uebrigens wissen sie wohl, daß es Gebrauch ist, seine Waffen abzugeben, wenn man Arrestant ist, und ich hoffe, sie werden keine Schwierigkeit machen, mir die ihrigen zu überreichen". Dies geschah auch sogleich. Nicht weit von Naumburg überfiel die Nacht unsere Reisenden. Dies war der, zwischen den würdigen Emissarien des russischen Hofes verabredete Augenblik. Lewizky, nachdem er umhergeschaut hatte, befahl Sinclair auszusteigen, und ihm zu folgen. Nun giengen sie in ein Gehölz. Kutler blieb mit Coutúrier, dessen Felleisen er öffnete. Kaum war diese Operation angefangen, so

hör-

hörten sie einen Schus und das Geschrei: Mein Gott! Herr Jesus, Mein Gott! Herr Jesus! Diese Worte schienen von einem Menschen ausgesprochen zu werden, der ins Holz flüchtete. Coutürier zweifelte gar nicht, daß es Sinclair wäre. Lewizky rief darauf seinen Bedienten, die sich vertheilten, um den unglüklichen Major zu verfolgen. Sie erreichten ihn, und machten ihn vollends todt. Coutürier hörte die Säbelhiebe, welche die Mörder führten. Er zitterte und bat Kutler ihm das Leben zu schenken. Als Lewizky wieder kam, that er ihm dieselbe auf latein, worauf ihm der Meuchelmörder in eben dieser Sprache antwortete: „Sein sie nicht bange, es wäre eine Sünde wider den heil. Geist einen ehrlichen Mann wie sie, zu tödten. Der da hat seinen Lohn. Er war ein Feind meines Herrn, ein Feind des Herrn ist ein Feind Gottes, und so glaube ich nichts Böses gethan zu haben. Nachdem sie Coutürier zugesprochen hatten, reißten sie mit ihm nach Dresden, und empfohlen ihm mehrmahls ein tiefes Stillschweigen über alles, was er gesehen hatte. „Nehmen Sie sich in Acht, sezten sie hinzu, mit jemand zu sprechen; in der Folge sollen Sie erfahren, wer ich bin. Bis dahin, und so lange wir bei ihnen sind, hüten sie sich vor allen Zeichen, die uns verdächtig sein könnten. Wenn wir sie entlassen haben, so gehen sie zum Teufel und sagen was sie wollen". Die Mörder schieden hierauf Coutüriers und Sinclairs Sachen von einander, bemächtigten sich der leztern, eigneten sich sein Geld, seine Kleinode und seine Geschenke, die man ihm und seinen Freunden

 in

in Konstantinopel gemacht hatte, zu. Als der Brief des Sultans dem Hauptmann in die Hände fiel, sagte er zu dem Kaufmanne: „das, mein Herr, das gäbe ich nicht für 10,000 Reichsthaler". In Dresden giengen sie zu den russischen Gesandten Kaiserling, der in einer Note an den sächsischen Hof verlangte, man mögte Couturier einen Eid ablegen, und von dem Generalauditeur Vockel über 38 Punkte vernehmen lassen; hierauf wurde derselbe zum russischen Gesandten geführt, der ihn sehr gut aufnahm, und ihm ein Geschenk von 500 Dukaten Reisegeld machte. Er sezte seine Reise auch fort, sobald er frei war, und kam den 23 September in Stokholm an, wo er das klägliche Schiksal seines Freundes umständlich erzählte. Sinclairs Leichnam wurde den 23 Junius entdekt. Ein Schäfer fand ihn, und zeigte es in Naumburg an, von wo man Soldaten, einen Arzt und eine Gerichtsperson hinschikte, und einen Bericht über den Zustand des Leichnams aufsetzen lies. Eine Kugel war ihm durch den Nabel gegangen, drei Hiebe hatte er über den Kopf bekommen, drei andere über den linken Arm, wovon zwei zugleich die Brust getroffen hatten, einen über die linke Hand und einen Stos mit dem Degen unter dem rechten Arme. Das ganze Gesicht war eine Wunde. Die Mörder scheinen die Absicht gehabt zu haben, ihn unkenntlich zu machen. Ohne Zweifel hatten sie einen goldnen Ring an seiner linken Hand und eine Tabaksdose und Schnupftuch, die in der Tasche geblieben waren, nicht bemerkt. Bei ihm fand man drei Splittern von einer sehr scharfen Degenklinge. Alle diese Effekten, nebst Sinclairs

Klei-

Kleidung, wurden auf dem Schlosse zu Naumburg deponirt, wo sie noch sind. So viel Mühe sich auch das russische Ministerium gegeben hat, sich von dieser abscheulichen Handlung zu reinigen und die gerechte Klage des schwedischen Hofes abzuwehren, so ist die Wahrheit doch durchgedrungen und hat die Rache des Himmels über die drei Urheber dieses Mordes herabgerufen. Wer sieht nicht mit einem gewissen Vergnügen, Biron, Münnich, Ostermann, von ihrer eignen Intrigue überlistet, und Opfer ihres Ehrgeizes werden?

Ernst Jakob Biron, gebohren im November 1690, hatte zum Vater einen Forstbeamten, der sich das Gut Kaltenzeem gekauft, aber nicht ganz bezahlt hatte. Er studierte in Königsberg, wo er sich in den, zur Erziehung der Jugend nöthigen, Uebungen auszeichnete. Hier erwarb er sich den Geschmak an der Lektüre, und suchte die Gesellschaft der Gelehrten. Er fieng frühe an, eine gute Bibliothek zu sammlen, die ihm in seinem Exil sehr nüzlich wurde, wohin er sie auf Erlaubnis durfte bringen lassen. Nach geendigten Studien ward er Hofmeister bei einigen liefländischen Edelleuten. Aber dieses Geschäft schien für seinen wüsten und ehrgeizigen Kopf zu geringe. Er verlies es, gieng nach Mietau, erschien an dem kurländischen Hofe und wurde bald mit der Herzogin Anna bekannt. Sein Vater war ein vieljähriger Beamter des herzoglich-kurländischen Hauses. Seine Geschäfte riefen ihn oft an den Hof. Zuweilen nahm er seinen Sohn mit. Anna sah

ihn, fand an ihm eine angenehme Figur und Manieren, und wurde von seinem Verstande und seiner natürlichen Beredsamkeit ganz eingenommen. Vorzüglich bewunderte sie die ausgebreiteten Kenntnisse des jungen Mannes, und ernannte ihn sogleich zu ihrem Sekretär. Er wußte sich die Freundschaft aller, die mit dem Hofe zu Annaburg (einem Schlosse, wo Anna residirte) in Verbindung waren, zu erwerben. Hernach ernannte ihn die Herzogin zum Kammerherrn und schikte ihn nach Petersburg, der Kaiserin zur Thronbesteigung Glük zu wünschen. Die Kaiserin wollte ihn gar nicht vor sich lassen. Zwei andere Kammerherren, die Freiherren Kaiserling und Vietinghoff, hatten ihr Misvergnügen, mit Biron dienen zu müssen, laut geäussert. Der erste nahm sogar seinen Abschied. Alle diese Beleidigungen hielten die Herzogin nicht ab, als er von Petersburg zurük kam, ihn zum Oberhofmeister zu ernennen. Einmal trug sie ihm auf, nach Königsberg zu reisen, um Modewaaren einzukaufen. Hier machte er sich mit seinen ehemaligen Gefährten sehr lustig, und wurde in einen Streit, den diese mit den Soldaten hatten, verwikkelt. Von diesen wurde einer getödtet, verschiedene gemishandelt und verwundet. Birons Freunde, stolz auf diesen glüklichen Erfolg, insultirten den andern Tag die Soldaten, die diesesmal die stärksten waren und verschiedene von den ungezogenen jungen Leuten gefangen nahmen. Biron selbst wurde in einer Pfütze ergriffen. Seinen Degen hatte er von sich geworfen: dieser Umstand rettete ihm das Leben. Sein Advokat zog daraus den Schlus, daß der ganze Auftritt

ihn

ihn unerwartet überkommen wäre, nnd daß er wegen des Unglüks, welches ihn in diese unruhige Gesellschaft geführt hätte, nicht straffällig wäre. So kam er mit einer starken Geldbuße davon, die er aber sogleich bezahlen mußte. Bei seiner Rükkunft nach Mietau glaubte ein jeder, daß seine üble Aufführung ihn zum voraus in Ungnade gestürzt hätte. Aber man hatte unrecht gemuthmaßt; vielmehr wuchs sein Kredit täglich.

Anna rieth ihm, sich zu verheirathen; er heirathete also eine von ihren Ehrendamen, Namens Trotte oder Dreyden. Man hat behauptet, daß Birons Kinder nicht von seiner Frau, sondern von der Herzogin wären; daß seine Frau sich einen größern Umfang gegeben habe, wenn die Herzogin schwanger gewesen wäre, daß jene sich ins Bette gelegt habe, wenn die Herzogin entbunden sei, und daß diese ihr auf diese Art, die Kinder zuschikte. Doch scheinet dieses Faktum apokryphisch.

Alle Gunstbezeugungen, die er am Hofe zu Mietau erhielt, waren nur ein Vorspiel von der Ehre, die ihn in Petersburg erwartete, nachdem Anna gekrönte Kaiserin geworden war. Sie ernannte ihn sogleich, zu ihrem Oberkammerherrn und Grafen; kurz darauf ertheilte sie ihm den St. Annenorden, und befahl ihren vornehmsten Ministern, nichts zu unternehmen, ohne ihn zu fragen. Als Pohlen daran arbeitete, aus Kurland, eine

seiner Provinzen zu machen, so wendete sich der kurländische Adel an Biron, um dieses Projekt zu vereiteln. Aus Erkenntlichkeit übersandte er ihm dafür, in einer goldnen Kapsel, sowohl für sich, als für seine Brüder, das Adelsdiplom. Wenige Zeit hernach, wählte er ihn zum Herzog von Kurland. Kaiser Karl VI. ernannte ihn zum Reichsgrafen, und Wratislaw, Karls Gesandter, überreichte ihm das Bildnis seines Herrn, mit Diamanten besezt. August II. König von Pohlen, ertheilte ihm den weissen Adlerorden. Er war von mittler Größe, aber sehr proportionirt. Seine Züge waren sehr angenehm. Die Natur hatte ihn mit dem vortheilhaftesten Aeussern versehen. Lebhaft in der Unterhaltung, ris er einen jeden durch seine angenehme Stimme, und die Reize eines schönen Geistes hin. Auch in den unbedeutendsten Dingen, zeigte er Geschmack. Es besas eine ausserordentliche Gewandheit in Geschäften, eine besondere Geschiklichkeit, alles auf seinen Vortheil hinzuleiten, und eine bewundernswürdige Ueberlegenheit, in allem, was man Intrique und Hofmanier nennt. Er war unermüdet bei der Arbeit, sehr klug, in der Anordnung seiner Plane, geschikt und schnell sie auszuführen. Sein Glük und seine Talente giengen gleichen Schritt. Aber seine guten Eigenschaften, wurden durch den auffallendsten Stolz verdunkelt. Er war gleich unfähig, die Last des Glüks, wie des Unglüks, zu tragen. Das war der Mann, dessen Name sich unter der Regierung Anna I. in Rusland und Europa verbreitete. Man erzählt, daß er damals, als er noch studirte, das Sprichwort

wort oft im Munde geführt habe: Wer Talente und Verstand hat, ist seines Glüks Meister.

Anna, die ihn in ihrem Leben mit so viel Wohlthaten überhäuft, und sogar mit kaiserlicher Macht begabt hatte, wollte sogar, daß er auch nach ihrem Tode, die Zügel der Regierung behalten sollte. Sie hatte ihn zum Regenten des Reichs, während der Minderjährigkeit, Jwans III. den sie zu ihrem Nachfolger bestimmte, oder desjenigen von seinen Brüdern, der ihm nach dem Rechte der Erstgeburt folgen würde, ernannt. Zugleich hatte sie die Volljährigkeit derselben, auf 17 Jahre gesezt. Biron wurde also zum Regenten des Reichs ausgerufen, und zufolge der Verordnung vom 28sten October, 1740. leistete man ihn den Eid der Treue, als regierender Hoheit aller Reussen, Herzog von Liefland, Kurland und Semgallen, und alle kaiserliche Verordnungeu, wurden darnach so überschrieben.

Diese Ehrenbezeugungen waren dem Vater des jungen Czaars, dem Herzog Anton Ulrich, der aus einem der besten deutschen Fürstenhäuser abstammte, sehr zuwider. Biron, der seinen Verdrus merkte, übergab ihm aus eigner Bewegung und persönlich, um den Folgen dieses Misvergnügens zuvorzukommen, den 3ten November eine Verordnung, welche ihm den Titel, Kaiserliche Hoheit, die Stelle eines Generalissimus der Landtruppen, und eines Grosadmiral der russischen Seemacht, ertheilte. Aber der Fürst warf ihm die Verordnung aufgebracht

bracht vor die Füße, und sagte, es schickte sich nicht für ihn, unter Biron zu stehen, noch irgend eine Stelle anzunehmen, so lange seine Regentschaft dauren würde. Diese offenbare Herabwürdigung, verbreitete sich in einem Augenblikke, von der Hauptstadt, bis nach der Ukraine, wo der Oberbefehlshaber von Keith sich weigerte, dem Herzog-Regenten, den Eid der Treue zu leisten, und sich dagegen anbot, dem jungen Kaiser zu huldigen, wie ein Unterthan seinem Herrn schuldig ist. Diesem Beyspiele folgte Donduk Anbo, Chan der Kalmuken, der Misvergnügen erregte.

Die Mutter des Czaars machte einen Besuch bei der Gemahlin des Regenten, und wurde sehr schlecht, schlechter als eine Frau von geringem Stande, aufgenommen. Dieser unzeitige Uebermuth, erfüllte die Herzogin mit einem Verdrusse, den sie ihrer Hofdame, der Baronesse Mengden, einer nahen Verwandtin Münnichs, nicht verbergen konnte, als sie nach Hause kam. Diese, die wohl wußte, wie sie sich gegen die Herzogin Mutter zu betragen hatte, um die ehrgeizigen Absichten, ihres Verwandten zu befördern, wendete alle mögliche Kunst an, um die Herzogin noch mehr, gegen den Regenten und seine Gemahlin, aufzubringen. Als die Herzogin sahe, daß die Baronesse Mengden, an ihrem Unwillen Theil nahm, so vergos sie einen Strom von Thränen an ihrem Busen, und schwur, die äussersten Mittel zu versuchen, um diese Beleidigungen zu rächen, und vertraute ihr, alle ihre Geheimnisse an.

an. Sie hätte wohl eine bessere Wahl treffen mögen, so würde sie sich viele Leiden erspart haben: denn Münnichs Familie, die Nebenbuhlerin der Bironschen, und nicht weniger stolz als diese, war es, die diese Fürstin, und alle die ihrigen, nachmals in das schrekliche Elend stürzten, wovon schon oft erzählt worden ist. Die Baronesse hinterbrachte Münnich die Unterhaltung, die sie mit der Herzogin gehabt hatte. „Schmieden sie ja das Eisen, antwortete dieser, weils noch warm ist, so ist ihr und mein Glück gemacht.“ Nun befolgte jene mit Eifer, den Rath des Feldmarschalls, und Biron wurde gestürzt.

Schon oben ist die Art seiner Gefangenschaft erzählt worden. Hier sind noch einige Auftritte, die bei derselben vorfielen. Seine Gemahling gieng im Hemde auf diejenigen los, die ihn binden wollten. Endlich wurde er unter dem Bette herausgezogen, gezwungen, einen Pelz anzuziehen, und nach dem Pallaste gebracht. Unterwegs mußte er viele Kränkungen, von den Soldaten und dem Volke, welches ihn mit Verwünschungen überhäufte, erdulden. Vor dem Thor des Pallastes, lies man ihn in der schlechten Witterung, eine halbe Stunde halten. Es schneiete. Als man ihn hernach nach Schlüsselburg führte, stellten sich mehr als dreissig Personen, die er hatte gefangen setzen lassen, und die man eigentlich dazu befreiet hatte, am Wege hie und da hin, um ihm seine Grausamkeit und Schändlichkeit vorzuwerfen. Hierauf arretirte man die Generale und Offiziere, die seine Freunde waren, und seine Bedienten, in allem, mehr als 60 Perso-

sonen. Sein Agent Albedyl, wurde zuerst eingezogen. Der Oberhoffkommissair Lippmann, (ein Jude) sas nicht so lange gefangen, als die andern, weil er die Schätze des Herzogs, seiner Brüder, und des General Bismark entdekte. Birons Gemahlin wurde nach dem Kloster Alexander Newsky verbannt.

Vierzehn Tage vorher, hatte Biron den Staatssekretair, der verstorbenen Kaiserin Anna, Andreas Jakoloff, einziehen lassen. Dieser Unglükliche, der auf einer Festung gefangen sas, hatte alle nur mögliche Tortur schon ausgehalten. Grade den Tag, als Biron nach den Winterpallast geschlept wurde, sollte er die Knute haben. Anna lies ihn, nebst noch neun Anderen, die schon die Knute bekommen hatten, los, und rehabilitirte sie alle. Als aber Elisabeth hernach den Thron bestieg, so schikte sie Jakobloff mit seiner Frau, ohne Eskorte nach Tobolsk, weil diese mit der Regentin Anna, eine so besondre Aehnlichkeit hatte.

Während man seinen Pallast, seine Schätze und Papiere in Besiz nahm, beschäftigte Biron sich damit, in der Bibel, und andern erbaulichen Büchern zu lesen, worin er die Stellen, die auf seine unglükliche Lage Beziehung hatten, unterstrich. Er unterhielt sich gerne mit denen, die zu ihm kamen, und antwortete unverholen auf ihre Fragen. Bei jeder Gelegenheit bezeugte er seine Reue, über die Hintansetzung der schuldigen Hoch-

ach-

achtung, gegen die Herzogin-Mutter, ein Verbrechen, weswegen er und seine Gemahlin, wie er sagte, ohne die grosse Gnade der Herzogin, den Tod verdient hätte. Anna, der dieses Betragen hinterbracht, und die durch einen Brief, den er ihr schrieb, gerührt wurde, schikte ihm Köche und Bedienten, und ein Silberservice. Seiner Macht, und seiner glänzenden Titel entledigt, suchte er Trost in Andachtsübungen, aber fand ihn nicht. Seine Andacht versenkte ihn in eine Melancholie, die für sein Leben besorgt machte. Die Aerzte, welche man zu ihm schikte, und welche ihn Blut auswerfen sahen, behaupteten, daß eine längere Gefangenschaft, ihn unfehlbar ins Grab bringen würde. Die versammelten Großen des Reichs sprachen das Urtheil, daß Ernst Johann Biron, weiland Herzog von Kurland, des Verbrechens der beleidigten Majestät, und der Verschwendung des kaiserlichen Schatzes schuldig sei, und verdammten ihn zum Tode. Dieses Urtheil wurde von ihnen unterschrieben, und den 13ten Januar, 1741 publizirt. Anna aber begnügte sich damit, alle seine Güter eingezogen, und ihn aller seiner Würde entsezt zu haben, und verwandelte die Todesstrafe in ein ewiges Gefängnis zu Berezowa in Sibirien am Oby. Nach diesen mit Pallisaden umgebenen Orte, wurde er mit seiner ganzen Familie, im Junius abgeführt. Anna erlaubte ihm zwei Geistliche, zwei Kammerdiener, sieben Lakaien für sich, und acht andern Dienstbothen, für seine Familie. Sie schikte ihm seine kostbare Bibliothek, und den größten Theil seiner Effekten. Das Silberservice, welches sie

ihm

ihm anfänglich geschikt hatte, nahm sie wieder zurück, und gab ihm an dessen Stelle, ein zinnernes. Uebrigens fehlte es ihm an nichts, was die Leiden eines Verbannten erleichtern kann.

Biron verdankte sein Unglük größtentheils dem übertriebenen und unmäßigen Stolze seiner Gattin. Die Kaiserin, die zu ihr eben so viel Zuneigung hatte, als zu ihrem Ehegatten, überhäufte sie mit eben so vielen Wohlthaten. 1740 ertheilte sie ihr den Katharinenorden, und fügte zu dieser hohen Gnade, noch ein Geschenk von Edelgesteinen, 30,000 Rubel an Werth. Diese hochmüthige Frau gab nach der Art aller, nicht in hohen Stande erzogenen Personen, ihre Audienzen auf einem Thron. Sie nahm eine gewisse Popularität an, die um desto auffallender war, weil sie von einer gewissen Linkheit begleitet war, die immer ihre niedrige Geburt durchscheinen lies. Statt einer Hand, reichte sie beide zum Kusse dar, und nahm es übel, wenn man nur eine küßte. Sie können, pflegte sie zu sagen, auf meine Gunst und hohe Protektion rechnen". Dies Wesen und diese Sprache, misfiel allen Russen gar sehr. Kurz vor ihrem Falle, hatte sie sich ein Kleid, von cramoisin Atlas mit Perlen, 100,000 Rubel werth, besezt, machen lassen. Ihre übrigen Kleider, wurden 400,000 Rubel geschäzt. Gewöhnlich hatte sie für 2 Millionen Rubel Diamanten an sich. Dieses Glanzes ungeachtet, hungerte ihr Gesinde. In ihrer Verbannung beschäftigte sie sich vorzüglich damit, ihre beiden Söhne

und

und ihre Töchter den Katechismus zu lehren. So lebte Biron mit seiner Familie. Seine beiden Brüder waren Genossen seines Unglüks. Sein beständiges Bibellesen, hatte ihn zu so tiefem Nachdenken, über das Elend dieses Lebens gebracht, daß er desselben überdrüssig wurde. Er sahe seinem Tode, den er eifrig wünschte, entgegen. Sein Beispiel würkte auf seinen jüngsten Sohn Carl, der alle Mittel zu entwischen ausspähete, wenig. Zweimal machte er den Versuch, und beidemal brachte ihn die Schildwache wieder ins Gefängnis zurük.

Die Regentin Anna (die durch Münnich's Hülfe und durch die Entfernung Birons das Ruder der russischen Regierung in Händen bekommen hatte) glaubte, daß die, die zu ihrer Erhebung beigetragen hatten, gleichfalls zu dem Wohlstande ihrer Regierung beitragen würden. Hätte sie aber bedacht, daß, indem sie ihr mit so vielem Eifer dienten, sie nur zu ihrem eigenen Besten arbeiteten; hätte sie, weniger von den Empfindungen der Dankbarkeit geblendet, ihren Charakter aufdekken können: so würde sie sich ihnen nicht mit so vielem Vertranen überlassen haben, und ihre Familie wäre vielleicht noch auf dem Thron. Birons Uebermuth hatte ganz Rusland aufgebracht: aber es hatte nicht Ursache, über dessen Stellvertreter sich Glück zu wünschen. Das Glük verdrehete den Familien des Premierministers und des Baron Mengden die Köpfe. Alles mußte sich nach ihren eigensinnigen Launen richten. Die Liebe welche die Großen und das Volk anfänglich gezeigt hatten war

 bald

bald abgekühlt. Münnichs Uebermuth war ihnen unerträglich, und da er sie einmal gelehrt hatte, das Joch der Tirannei abzuschütteln, so entwarfen sie den Plan zu einer Revolution im Reiche. Die Prinzessin Elisabeth hatte ihre Spione und Emissarien, die ihr von der Stimmung der Gemüther Nachricht gaben. Sie wartete, bis das allgemeine Misvergnügen einen gewissen Grad erreichet hätte, um sich an die Spitze der Misvergnügten zu stellen.

Münnich, der mit der Regentin und ihrem Gemahl dem Generalissimus, hätte müssen ganz einverstanden sein, der alle Mühe hätte anwenden müssen, um die Einigkeit zwischen den Anführern des Sturzes Birons zu erhalten; Münnich, nicht zufrieden, den Hof und die russische Nation gegen sich aufzubringen, begegnete sogar seinen Vorgesezten mit dem härtesten und unschiklichsten Despotismus, und erregte Hader unter den Urhebern der Revolution selbst. Er nahm gar keine Rüksicht auf Ostermann, der ihm durch seine Erfahrung und besondere Kenntnis der Staatssachen, sehr nüzlich sein konnte. Er hatte die Dreistigkeit, dessen Briefe zu erbrechen. Ostermann beklagte sich darüber bei dem Freiherrn und Grafen Loewenwolde und sagte: er werde genöthiget sein, alle seine Stellen niederzulegen. Münnich hatte die Dreistigkeit, darauf zu antworten: „Sagen Sie dem alten Hunde nur, daß wenn er nicht mehr Lust zur Arbeit hat, so will ich ihm die Knute geben lassen und alsdann nach Sibirien schikken“.

Münnich, der immer viele Neigung für den Hof zu Berlin gehabt hatte, suchte die Regentin frühzeitig dahin zu bringen, den alten Defensivtractat, der allmählig fast ganz ohne Wirkung war, mit demselben zu erneuren. Als nach Karls VI. Tode Friederich II. in Schlesien einfiel, so schikte Maria Theresia den Marquis de Botta nach Rusland, um Beistand zu suchen, und Münnich erfuhr die Kränkung, daß es ihm nicht gelang, dem österreichischen Gesandten zu contraminiren. Die Regentin gab Ostermanns überwiegenden Gründen nach, und schrieb an den König von Preussen, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, und um mit destomehr Nachdruk zu handeln, trug sie Ostermann auf, ein russisches Corps auf den ersten Wink marschfertig zu halten. Münnich, der eben nicht an Widerspruch gewöhnt war, verlangte plözlich seinen Abschied, den er auch mit Beibehaltung seiner Pensionen erhielte, und faßte den Entschlus, sich nach Preussen zu begeben, nachdem Friedrich ihm erlaubt hatte, die Baronie Wartenberg, ein Geschenk der Regentin, zum Fürstenthum zu erheben. Er hatte sich vorgenommen, nicht anders am Hofe zu erscheinen, als am Geburtstage der Regentin. Aber er konnte seinen Plan nicht ausführen wegen der Revolution, die die Prinzessin Elisabeth auf den Thron sezte, und ihn in Fesseln legte.

Elisabeth lies sich nicht viel mit den Großen am Hofe ein. Sie suchte vielmehr auf Lestocqs Rath die Soldaten von der Garde, und besonders von der Garde Preobraschenskoi, welche durch sie zu Offizieren erhoben zu werden hofften, zu gewin-

nen. Es ging fast kein Tag hin, daß sie nicht bei einem Soldaten von der Garde Gevatter stand. Diese Gelegenheit nahm sie wahr, ihnen reiche Geschenke zu machen, und alles, was in den Kräften der Prinzeßin stand, erhielten sie auch gewis von ihr. So viel Vorsicht sie bei allen ihren Handlungen beobachtete, so blieben sie doch nicht ganz unbemerkt am Hofe. Man schöpfte aber gar keinen Verdacht daraus, sondern lachte über ihr Betragen; ihre Gevatterschaften gaben den Freunden der Regentin besonders viel Stoff, sich lustig zu machen. Elisabeth, pflegte man zu sagen, ist in einer Grenadier-Assemblée gewesen.

Ostermann, der am mehrsten zu Iwans Erhebung auf den Thron beigetragen hatte, sah das Betragen der Prinzeßin Elisabeth nicht mit gleichgültigen Augen an, und suchte allerlei Verbindungen zu treffen, um diese Prinzeßin auf immer vom Thron auszuschliessen. Er wollte deswegen Iwans drei Schwestern für succeßionsfähig erklären lassen, im Fall dieser ohne Kinder mit Tode abgienge. Dabei stüzte er sich auf die Verordnung Peters des Grossen, nach welcher der Monarch das Recht hatte, seinen Nachfolger selbst zu ernennen. Ostermanns Vorschlag fand jedoch nicht den Eingang, den er vermuthet hatte. Einige, denen er sich eröfnete, verlangten Aufschub, die Sache reiflicher zu überlegen, ehe man einen so gewaltigen Schritt wagte. Auf diese Art zeigte es sich, daß die Prinzeßin, selbst im Ministerio, Freunde hatte. Indes, Ostermann verbarg seinen Verdrus, und trug einem Unteroffizier auf, Tag und Nacht vor dem Pallaste der Prinzeßin

Acht

Acht zu geben, was vorgienge und ihm genauen Bericht von allem abzustatten. — Elisabeth auf der andern Seite wußte recht gut, was man gegen sie im Schilde führte. Der Prinz von Hessen-Homburg, der Feldmarschall Lascy, der die russischen Truppen gegen die Schweden kommandirte, der Groskanzler Fürst Tscherkaskoi und verschiedene andere Herren, unterrichteten sie von allen Absichten ihrer Feinde. Der General Wrangel und der Oberste Dideron, zwei schwedische Gefangene, die ihr unzertrennlich ergeben waren, besuchten sie öfters. Besonders Lestocq diente ihr mit Eifer und Unerschrokkenheit. Er wußte, daß eine so große Unternehmung, als die der Prinzessin, eine grosse Summe Geld erfordere, und that sich alle Mühe, um von allen Seiten welches aufzutreiben. Er suchte den französischen Gesandten, den Marquis de Chetardie, in ihr Interesse zu ziehen, der zu ihrem Besten eine wichtige Kabale anzetteln, und mit seiner Börse helfen könnte. Diesen zu gewinnen bedurfte es keiner Intrigue. Der französische Hof stand mit dem russischen nicht in gutem Vernehmen, weil dieser es mit der Kaiserin-Königin hielt. Lestocq brachte die Erkenntlichkeit, die Elisabeth gegen den schwedischen Hof haben würde, in Anschlag. Er versprach für diesen alten Bundesgenossen Frankreichs, die Zurükgabe eines Theils der von Peter I. eroberten schwedischen Provinzen, wenn ihn Chetardie das Geld, dessen er sehr benöthigt war, vorschiessen wollte. Diese und andere Gründe wirkten so stark auf den Gesandten, daß er bis an 40,000 Dukaten vorschos. Diese Hülfsquelle sezte Elisa-

beth in den Stand, ihrer Freigebigkeit freien Lauf lassen zu können und sich Anhänger unter der Garde zu verschaffen.

Bei einem Besuche, den die Regentin Anna der Prinzessin abstattete, begegnete ihr ein geringfügiger Umstand, der ihr sehr bedenklich war. Sie trat beim Weggehen fehl und fiel. Als sie in ihren Pallast zurükgekehrt war, sagte sie zu ihren Vertrauten, indem sie ihnen den Vorfall erzählte: „Ich fürchte noch, daß eine Zeit kommt, wo ich mich zu den Füßen der Prinzessin Elisabeth demüthigen mus". Dieses beweiset, daß die Regentin bis dahin nichts von den Absichten Elisabeths gemuthmaßt, oder sich nicht viel daraus gemacht habe, und überhaupt, daß sie sehr abergläubig war: und da der Aberglaube sich nur mit einem schwachen Geiste und einer wenig erhabenen Seele verbindet, so verschwand allmählig die Furcht der Regentin, die sich einer völligen Schlafsucht überlies. Ostermann, der sich nicht einschläfern lies, und das Gewitter immer näher kommen sah, that endlich den Vorschlag, Elisabeth in das Kloster Troizkoi bei Moskau einzusperren, die Regentin bei Lebzeiten ihres Sohnes auf den Thron zu setzen und sie zur Mit-Kaiserin auszurufen. Er hatte seine Maasregeln genommen und würde seinen Plan gewis ausgeführt haben, ohne die Langsamkeit und Treulosigkeit eines Theils des Ministeriums der Regentin und ohne die Vorsichtigkeit der Prinzessin, die jeden Augenblik auf ihrer Huth war. Auf den Rath ihrer Freunde hatte sie sich von den Staatssachen entfernt gehalten, und dagegen die größte Gleichgültigkeit gezeigt. Sie gab denen niemals

mals Gehör, die ihr gleichsam zufällig die unbedeutendsten politischen Ereignisse erzählen, oder Hofneuigkeiten hinterbringen wollten; diese Leute waren lauter Emissarien von Ostermann, der sich durch diese List hintergehen lies. Die Freunde der Prinzessin hingegen wußten die Eifersucht der Minister, den Has der Nation gegen die Ausländer, die in den ersten Bedienungen standen und denen man den Krieg gegen die Schweden zuschrieb, zu nutzen. Der Kammerherr Woronzoff, der Wundarzt Lestocq und der Oberste Schwarz, der bei Elisabeth als Musikus stand, drangen, da sie alle Anlagen gemacht und besonders sich eines großen Theils der Garden versichert sahen, in Elisabeth, den Tag festzusetzen, an welchem man die lezte Hand an ihre Erhebung auf den Thron legen sollte. Lestocq stellte ihr vor, daß man die Unternehmung nicht länger aufschieben könnte, ohne alle Hofnungen, ihre eigene und ihrer Freunde Sicherheit auf das Spiel zu setzen. Er stellte ihr nachdrüklich alle Gründe vor, die sie bestimmen müßten, ihr Vorhaben zu beschleunigen. „Wenn Sie mir glauben wollen, sprach er, so setzen Sie den Tag der Revolution nicht weiter hinaus als den 6 Januar 1742. (An diesem Tage geschieht nemlich die feierliche Einweihung des Wassers.) Alsdann ist die ganze Besatzung auf der Newa versammlet. Sie werden sich daselbst zeigen. Ich will von Chetardie eine ansehnliche Summe aufnehmen, die wir unter die Truppen vertheilen, welche Sie als Kaiserin aller Reussen ausrufen werden". Elisabeth beobachtete während seines ganzen Vortrages ein tiefes Stillschweigen, überlies

sich, statt ihm zu antworten, ihrem Nachdenken. Sie lies den Prinzen von Hessen-Homburg kommen, um in dessen Gegenwart über diese um desto mislichere Sache, je näher dieselbe der Entscheidung war, zu berathschlagen. Dieser misbilligte Lestocqs Meinung deswegen, weil er den Tag der Revolution zuweit hinaussezte. Nach einer langen und vernünftigen Ueberlegung ward man dahin einig, den entscheidenden Streich in der zweiten Adventswoche 1741 auszuführen, und bis dahin nichts zu versäumen, um sich die Zuneigung der Garde zu verschaffen.

So weit hinaus genommene Maasregeln, woran Leute von jedem Alter, die nicht alle so verschwiegen waren, als Elisabeth, Theil nahmen, konnten an einem Hofe, wo so viele fremde Minister für das Beste der Regentin wachsamer waren, als sie selbst, nicht ganz verborgen bleiben. Lestocqs Plaudern hätte bald alles verdorben. Seine Unterhaltungen mit jungen Leuten, von seiner Parthey, wobei sie in verblümten Ausdrükken zu reden glaubten, wurden von alten Höflingen, die bei dergleichen Händeln hergekommen waren, verstandeu. Fink, der Gesandte von Grosbrittanien, welches mit Rusland durch Handlungstraktaten verbunden war, entdekte der Regentin die Verschwörung, einige Tage vor ihrer Entthronung. Er sagte ihr, daß sie unfehlbar und bald würde vom Throne gestürzt werden, wenn sie nicht ernsthaft darauf dächte, den Streich abzuwehren, womit Lestocq und Consorten ihr droheten, und diesen ränkevollen Wundarzt, der beständig mit den Garden zu thun hätte, foltern

liesse.

liesse. Fink beschwor sie, bei ihrer und ihrer erhabenen Familie Sicherheit, sich der Person Lestocqs und einiger seiner Mitschuldigen zu versichern. Anna dankte ihm, und war auf das Betragen der Elisabeth aufmerksam; da sie dieselbe aber täglich am Hofe erscheinen, und eine Spielparthie machen sah, und sich durch die Schmeicheleien der verschlagenen Prinzessin verführen lies: so konnte sie dieselbe, des schwarzen Vorhabens, dessen Fink sie beschuldigte, gar nicht fähig halten.

Die Verblendung und Nachlässigkeit der Regentin, erhellen ganz deutlich aus folgendem Zuge. Die ihr ergebenen Minister wurden immer unruhiger über Lestocq's und Schwarzens Plane, die gar kein Geheimnis mehr waren. Einst beim Abendessen erhielt Loewenwolde sehr umständliche Nachrichten, über das Betragen der Elisabeth und ihrer Anhänger; Nachrichten, welche seinen Argwohn rechtfertigten. Er sezte sie schriftlich auf, und brachte sie eiligst nach Hofe. Die Regentin war schon zu Bette. Er bat also eine von ihren Kammerfrauen, sie zu wekken, und ihr diese äusserst wichtige Schrift zu übergeben, um sie sogleich zu lesen. Die Kammerfrau gehorchte, gieng mit einem Lichte vor das Bett ihrer Gebieterin, und drang in sie, die Schrift zu lesen. Aber, wie erstaunte der Graf, als die Regentin ihn durch die Kammerfrau fragen lies, ob er den Verstand verlohren habe? Wie vom Donner gerührt, gieng er weg, voll Verzweifelung, daß sein Eifer und seine Ergebenheit, sie nicht von einem Verderben retten konnte, in welches sie ihre getreuesten Diener mit sich stürzte.

 Auch

Auch den andern Tag, als er ihr auf das nachdrüklichste die Gefahr, in welcher sie schwebte, schilderte, war er nicht im Stande, sie aus ihrer Sorglosigkeit zu ziehen.

Noch ein anderes Ereignis beunruhigte beide Partheien sehr, obgleich es auf das Gemüth der Regentin nur einen leichten Eindruck machte. Im November erhielt sie von Breslau einen Brief, worinn man ihr über das Komplott der Prinzessin Elisabeth und Lestocq's Schritte volles Licht gab. Die Thatsachen waren so erzählt, daß Annen gar keinen Zweifel mehr übrig blieb. Man rieth ihr ebenfalls, den Wundarzt sogleich arretiren, und foltern zu lassen. Der bloße Menschenverstand rieth schon, was man beim Empfang eines solchen Briefes zu thun hätte, ohne die, welche er am mehrsten angieng, etwas davon wissen zu lassen. Sie behielt diesen Brief drei Tage bei sich. Den 23 November war große Assemblée am Hofe. Elisabeth war auch zugegen. Die Regentin, die sich noch immer schmeichelte, sie durch Gelindigkeit auf andere Wege, und durch Schmeicheleien von dem Projekt einer Verschwörung abzubringen, verlies das Assemblée-Zimmer, gieng in das ihrige, und befahl der Baronesse Marie Aurora von Mengden, (nachmals Lestocq's Gemahlin) die Prinzessin Elisabeth zu ihr zu rufen. Diese verlies den Spieltisch. Ihre Entfernung erregte die allgemeine Aufmerksamkeit, besonders der Häupter beider Partheien. Mit Ungeduld erwartete man ihre Wiedererscheinung. Gegen alle Regeln der Klugheit fieng Anna damit an, ihr den Brief aus Breslau vorzulesen, und verlangte

von

von ihr eine Rechtfertigung über alle Punkte, deren sie beschuldigt ward. Die Prinzessin, die bei den ersten Zeilen betroffen wurde, aber die Gabe der Verstellung im höchsten Grade besas, hatte so viel Zeit, sich von ihrer ersten Bestürzung zu erholen, und sich sowohl in ihrem Betragen, Gesichtszügen und Reden zu fassen. Sie bat die Regentin, diese Verläumdungen zu verachten, und überzeugt zu sein, daß es ihr unmöglich wäre, sich in irgend eine, für sie unangenehme Unternehmung einzulassen. Als die Regentin ihr die häufigen Besuche Lestocq's bei dem französischen Gesandten vorwarf, (welches Faktum nicht zu erweisen war, da Lestocq so vorsichtig gewesen war, den Gesandten nur am dritten Orte zu sprechen) so faßte sie neuen Muth, und leugnete diese Besuche mit so vieler Zuversicht, daß jene blos hinzusetzte, sie halte dennoch für nöthig, sich Lestocq's Person zu versichern, worauf Elisabeth ihr ihre Anhänglichkeit und gänzliche Ergebenheit aufs neue versicherte. Damit hatte diese Unterredung ein Ende. Die beiden Prinzessinnen erschienen wieder in der Assemblée, und sezten ihr Spiel fort. Auf ihren Gesichtern glaubten die Höflinge, und besonders die Minister, einige Bestürzung zu bemerken.

Der kluge Ostermann, der dabei gegenwärtig war, wurde nicht wenig über diese Unterhaltung beunruhigt, und wünschte sehr, das Nähere davon zu wissen. Er fragte die Regentin darnach, die es ihm auch erzählte, und den Brief aus Breslau mittheilte. Nun sah er, daß die Gefahr immer dringender wurde, und war ganz bestürzt über die

Ruhe

Ruhe der Regentin, bei der Erklärung Elisabeths. Er rieth ihr, binnen 24 Stunden, 4000 Mann von den Garderegimentern nach Wiburg zu schikken, unter dem Vorwande, daß der schwedische General Löwenhaupt, sich mit allen seinen Truppen dahin gezogen habe. Man mus gestehen, die Lage war sehr mislich, und es hatte überhaupt viel Schwierigkeiten, eine nützliche Parthei zu ergreifen; aber ich zweifle, ob die, welche Ostermann wählte, die beste war.

Elisabeth dagegen erzählte, als sie nach ihrem Pallaste zurükgekehrt war, Lestocq ihre Unterhaltung mit der Regentin. Dieser wurde blas, und blieb eine Zeitlang sprachlos. Als er der Sprache wieder mächtig war, rieth er der Prinzessin, sich den andern Tag wieder nach dem kaiserlichen Pallaste zu begeben, nnd Anna zu versichern, daß sie mit Unrecht so sehr gegen ihn eingenommen wäre; sie habe in der gestrigen Unterredung nur vergessen, ihr zu sagen, daß er mehr wie einmal, dringend um seinen Abschied angehalten, und keinen andern Wunsch habe, als friedlich in der Verborgenheit zu leben. Als er nachher die den Garderegimentern gegebene Order überlegte, wodurch ihm seine größte Stütze entzogen wurde, so faßte er einen andern, in dieser verzweifelten Lage, sehr heldenmüthigen Entschlus, nemlich: noch in derselbigen Nacht das Signal zum Aufstande zu geben. Dazu gebrauchte er Geld, und weder er, noch die Prinzessin, hatten dessen vorräthig. Es war eilf Uhr. Er begab sich also zum französischen Gesandten, um sich von dem vorschiessen zu lassen, ohne ihm, jedoch von seinem

Ent-

Entschlusse etwas mitzutheilen. Unterdessen beobachteten Schwarz und Grünstein auf seinen Befehl, was bei Hofe vorgieng, und suchten zu erfahren, in welchem Zimmer sich die Regentin aufhielte, ob sie allein wäre, oder Gesellschaft hätte. Denn seit einigen Tagen war dieselbe bedenklicher geworden, und veränderte alle Abend ihr Schlafzimmer. Man berichtete ihm, daß im Schlosse die größte Ruhe herrsche, und keine andere, als die gewöhnliche Wache da wäre. Durch diese Nachrichten bekam er neuen Muth. Dann verfügte er sich zu der Garde Preobraschenskoi, deren Offiziere noch nicht gewonnen waren. Unter einen kleinen Haufen Grenadiere theilte er Geld aus, und rief ihnen die Zeiten Peters des großen zurück, wo alle Hohe und Niedrige, dem Monarchen gleich unterthan waren. Er verglich die Regierung eines Kindes, in dessen Namen die Ränkemacher alles umkehrten, mit der sanften Regierung eines Frauenzimmers, die dem Reiche all' den Glanz wieder ertheilen würde, den es unter ihrem Vater hatte. Dann schlos er damit, sie müßten ihr noch diese Nacht nach dem Hofe folgen, und ihr die Krone aufsetzen, die sie sowohl wegen ihrer Geburt, als wegen ihrer erhabenen Eigenschaften verdiente.

Nach dieser Verabredung eilte er wieder zu Elisabeth, der er vorstellte, daß die Revolution zur Reife gediehen wäre, daß man sie sogleich ausführen müsse, daß der geringste Aufschub, sie um alle Ansprüche an die russische Krone bringen, und ihre Anhänger zu Grunde richten würde. Elisabeth schwankte. Lestocq drang auf das lebhafteste in

sie, und wandte alle nur mögliche Ueberredungsmittel an. Endlich faßte sie einen heldenmüthigen Entschlus, warf sich vor einem Marienbilde nieder, zu welchem sie ein langes und brünstiges Gebet richtete und viele Gelübde that, und kleidete sich an. Lestocq gab sich viele Mühe, ihr einen Küras zu besorgen, aber vergeblich. Er verschafte ihr blos ein Band des Katharinenordens. Diejenigen Grenadier von der Preobraschenskoischen Garde, welche sie gewonnen hatte, schikte sie in ihre Quartiere, um die andern, welche die Wache bezogen hatten, auch für sie zu stimmen und sie zu benachrichtigen, daß sie bald selbst bei ihnen erscheinen würde. „Sie rechne, sagte sie, auf ihr Wohlwollen und Unterstützung, um wieder auf den Thron ihrer Väter zu steigen". Dann sezte sie sich in einen Schlitten, hinter welchem Lestocq und der Kammerherr, nachmaliger Groskanzler Graf Woronzoff, aufstanden. Als sie bei den Garderegimentern kam, kündigte sie sich ihnen als Peter I Tochter und Thronerbin an, worauf jene ihr den Eid der Treue leisteten, und 200 bis 300 Mann stark, sie nach dem kaiserlichen Pallaste begleiteten. In einiger Entfernung von demselben, detaschirte man 75 Mann in drei verschiedenen Haufen, um sich Ostermann, Münnich und Golofkin zu versichern. Die übrigen giengen mit Elisabeth in den Pallast. Hier sezte Lestocq zuerst die Trommelschläger ausser Stand, Lärm zu schlagen, und stellte Schildwachen an alle Ausgänge, hauptsächlich schärfte er ihnen ein, zu verhindern, daß die Wache, welche noch für Anna aufzog, keinen Lärm mache; aber diese sah' sie, argwohnte nichts und lies sie ruhig

hig

hig sich postiren, wohin sie wollten. An die Spitze dieser Schildwachen hatte er einen getreuen Grenadier gestellt und lösete sie nicht ab. Als diese ersten Anstalten mit dem erwünschtesten Erfolge getroffen waren, begab sich Elisabeth nach der Schloswache, welche ihr ohne Anstand in Lestocqs und Woronzoff's Gegenwart den Eid der Treue leistete. Diese beiden Männer widersezten sich der Prinzessin, als dieselbe mit ins Zimmer der Regentin, mit denen, die sie arretiren sollten, hinein wollte. Sie befürchteten nur Erklärungen und Versöhnung zwischen den beiden Prinzessinnen. Dreissig Grenadier wurden nach dem Zimmer, wo der Kaiser, seine Mutter und übrige Familie war, kommandirt. Diese halb betrunkenen Soldaten drangen mit so viel Ungestüm hinein, daß sie die Nachtlampe umstiessen, und sich im Dunkeln befanden. Einige giengen hin und holten aus dem Vorzimmer, wo die Kammerfrauen der Regentin schliefen, Licht, kamen damit vor Anna's Bett, die erwacht war und zitterte, und befahlen ihr gleich aufzustehen. So erlitt diese Prinzessin die Demüthigung, im Hemde vor Soldaten zu erscheinen, die noch vor einer halben Stunde unter ihrem Befehle standen. Eiligst warf sie einen Unterrok über, rief eine Kammerfrau, die ihr Schuh und Strümpfe anzog, und hüllte sich in einem samtenen Mantel. Wegen der Ungeduld der Soldaten vergas sie eine Pelzmütze aufzusetzen, und merkte es nicht eher als in der Kälte. Doch wurde sie ihr auf ihr Bitten gebracht; aber gegen ihr Verlangen, ihr zu erlauben, die Prinzessin Elisabeth nur einen Augenblik zu sprechen, waren die Soldaten unerbittlich.

Wäh-

Während man so die Regentin wegschlepte, blieb der Herzog ihr Gemahl beständig aufrecht im Bette. Da er sich gar nicht rühren wollte, so fielen einige Grenadiere wüthend über ihn her, faßten ihn in seiner Dekke, und trugen ihn die Treppe hinunter, wo seine Gemahlin war, bedekten ihn mit einem Pelze, und liessen ihn lange so, ehe man ihm seine Beinkleider und andere Kleider brachte. Dann wurde der junge Iwan mit seiner Amme, und zulezt die junge Prinzessin Katharina und die Baronesse Juliana von Mengden arretirt.

Die ganze unglükliche, also gefangene Familie, wurde nach dem Pallaste der Elisabeth gebracht, und die Soldaten, welche sie escortirten, vertheilten sie, dem erhaltenen Befehl gemäs, in verschiedene Zimmer. Elisabeth kehrte nach ihrem Pallaste zurük, nachdem ihre Freunde alle Einrichtungen zu einem glüklichen Ausgange ihrer Unternehmung getroffen hatten. Sie mußte vor dem Hause des Marquis de Chetardie vorbei. Lestocq schikte mit ihrer Erlaubnis einen von seinen Leuten zu dem Gesandten, um ihn von den glüklichen Begebenheiten dieser Nacht zu benachrichtigen. Chetardie wunderte sich nicht wenig, daß der Plan gelungen war, den er noch nicht für so reif gehalten hatte.

Während der Ausführung beobachtete Lestocq mehr Vorsicht, als die Zeit ihm zu erlauben schien. Er hatte Woronzoff aufgetragen, die Offiziere zu beobachten und zu bewachen, und ihm zu dem Ende 100 Mann von den Garden mitgegeben. Vor die Thüren allen Personen von einiger Bedeutung, sowohl Freunde als Feinde der Elisabeth, hatte er

Schild-

Schildwachen gestellt. Zwölf Mann hatte er vor die Thür des Grafen Peter Iwanowitsch Schuwaloff postirt. Dieser Mann, aus einer der ersten russischen Familien entsprungen, rühmte sich nachher großen Antheil an der Revolution gehabt zu haben. Indessen ist es gewiß, daß er damals weder von der einen noch von der andern Parthei geachtet wurde. Ganz gegen Lestocqs Rath, lies ihn Elisabeth zu dem Einflusse und Credit gelangen, den er nachher am Hofe hatte. Eigentlich verdankte er denselben seiner Gemahlin Maria Gregorowna *, die gegen die allgemeine Erwartung, Favoritin der Kaiserin geworden war.

Als Elisabeth wieder in ihren Pallast zurükkam, befahl sie, die Gefangenen sehr scharf zu bewachen. Mit ihrer Genehmigung eilte Lestocq unter einer Bedekkung von Soldaten, ihre Erhebung auf den Thron dem Prinzen von Hessen Homburg, dem Feldmarschall Lascy und andern Personen vom ersten Range anzukündigen. Da Lascy ihm etwas verdächtig war, so hatte er alle Maasregeln getroffen, ihn auf der Stelle arretiren zu lassen, wenn er die geringste Unzufriedenheit zeigte; aber er war sehr willkommen.

Während Lestocq sich dieses Auftrages entledigte, schikte Elisabeth Soldaten an die verschiedenen Regimenter, welche in der Nähe von Peters-

* Sie hatte zwei natürliche Fehler, welche sie sowohl dem ihrigen, als dem männlichen Geschlechte unerträglich machten: sie hatte einen stinkenden Athem, und konnte das Wasser nicht an sich halten.

Petrsburg kampirten, mit dem Befehl, sich Morgens um 6 Uhr vor dem Pallaste der neuen Kaiserin einzufinden, und ihr den Eid der Treue zu leisten. Dazu bediente man sich der 30 Pferde, die Lestocq auf den Nothfall für die Couriere bereit gehalten hatte. Noch sah Elisabeth sich nicht als Kaiserin an. Die Befehle, die sie den Regimentern ertheilte, sezten sie in schrekliche Angst. Sie wußten noch von nichts, und man war ihre Gesinnungen noch nicht sicher. Statt ihr zu gehorchen, konnten sie in einem Augenblikke eine Gegenrevolution veranstalten. Aber während man die Anstalten zu der Eidesleistung traf, sah man sie eins nach dem andern mit dem Geschrei: Es lebe, es lebe unsere neue Kaiserin! ankommen. Bis dahin hatte Elisabeth, entweder aus Furcht vor einem plözlichen Glükswechsel, oder weil der Ehrgeiz die natürliche Zärtlichkeit die ihrigen noch nicht erstikt hatte, die größte Sorgfalt vor ihren Neffen Iwan III. getragen. Sie gieng von Zeit zu Zeit zu ihm, nahm ihn auf den Arm, während sich die Soldaten versammleten, über deren Hurrah sich das Kind freuete und es nachmachen wollte. In diesem Augenblikke warf sie einen Blik auf dasselbe, und sagte: Unglükliches Kind, du weißt nicht, daß dieses Geschrei dein Unglük ist.

Die gestürzte Regentin, so wie der Herzog ihr Gemahl, blieben vier Tage eingeschlossen, voller Ungewißheit über ihr Schiksal. Während dieser Zeit durften sie sich gar nicht sehen. Der Herzog wurde in dem dunkelsten Zimmer des Schlosses bewacht.

Ehe die unglükliche Familie nach dem Orte ihrer Bestimmung abgeführt wurde, lies Elisabeth die

ge-

gewesene Regentin fragen, ob sie sich auch noch eine Gnade auszubitten hätte? Statt die Freiheit oder das Leben für sich und die ihrigen auszubitten, (vermuthlich weil sie glaubte, sie sei nicht zu einem immerwährenden Gefängnisse bestimmt, und werde mit ihrem Gmahl nach Deutschland zurükgeschikt werden) antwortete sie blos: sie bitte um Erlaubnis, ihre Vertraute, die Baronesse von Mengden, von der sie mehr als von ihrem Gemahl und Kindern hielte, mitnehmen zu dürfen. Ueber diese Bitte war Elisabeth sehr verwundert und unzufrieden.

Anna mit ihrer ganzen Familie wurden nach Riga abgeführt; jedoch nach und nach. Weil man auch befürchtete, daß der Anblik der unglüklichen Personen zu sehr das Mitleiden des Volks erregen möchte, so lies man sie nur bei Nacht reisen, so daß vier Wochen vergiengen, ehe sie alle in Riga angekommen waren. Daselbst wurden sie in die Citadelle gesezt, und erhielten endlich die Freiheit, mit einander zu reden.

Anton Ulrich war sehr ungeduldig in seinem Unglükke, und beständig aufgebracht. Mehr als einmal warf er seiner Gemahlin vor, daß sie ihm die beunruhigenden Nachrichten über die ehrgeizigen Projekte der Prinzessin Elisabeth geheim gehalten hatte. Er konnte, sagte er, es ihr gar nicht vergeben, daß sie das Verderben ihrer ganzen Familie beschleunigt, und ihn in einen, für einen Reichsfürsten so unwürdigen Stand, versezt habe. Jedoch diese Vorwürfe machten auf Anna wenig Eindruk. Sie machte sich aus dem Glanze der Krone wenig, und

behauptete ganz naiv, daß alles so gekommen wäre, wie man es hätte wünschen können, und auf diese Art sei man dem Blutvergiessen zuvorgekommen. Gerade als wenn einige kluge Maasregeln, um sich auf dem Throne zu erhalten, nicht hätten genommen werden können, ohne einen bürgerlichen Krieg zu verursachen.

Elisabeth Petrowna wurde also als Kaiserin ausgerufen, den 25 November 1741.

Die Regentin erwartete in der Citadelle zu Riga jeden Augenblik den Befehl zur Abreise nach Deutschland. Sie hielt nach einer viermonatlichen Schwangerschaft ein unzeitiges Wochenbett, wovon die Folgen sehr schmerzlich waren. Sie und ihre Familie hatten lange an den nothwendigsten Dingen Mangel. Ihre Kleider langten erst nach einigen Monaten von Petersburg an. Nach anderthalb Jahren endlich gieng das Gerücht, sie würde nach Deutschland gebracht werden: dieses Gerücht drang bis in ihr Gefängnis, und sie machte schon einige Anstalten zu ihrer Abreise. Aber die Meinungen im Conseil der Kaiserin waren sehr getheilt. Eben die Personen, weche Anna hatten anderthalb Jahr im Gefängnisse schmachten lassen, ohne die geringste Empfindung von Mitleiden, welches diese Fürstin doch natürlich erregen mußte, hielten es für äusserst gefährlich, ihr eine gänzliche Freiheit zu geben. Andere waren der Meinung, man müsse sie und ihre ganze Familie auf das feierlichste allen Ansprüchen auf die kaiserliche Krone entsagen lassen. Jene Parthei indessen hielt

es

es für besser, sie in einem anständigen Gefängnisse unter Aufsicht zu behalten, um größeren Unruhen zuvorzukommen. Diese Meinung behielt das Uebergewicht. Doch wurde die andere nicht ganz verworfen, und man that den unglüklichen Gefangenen den Vorschlag, der russischen Krone zu entsagen. Das war ein Donnerschlag für dieselben, aber sie ertrugen ihn muthig und verwarfen den Vorschlag. Dieser Muth im höchsten Unglükke erregte beunruhigenden Verdacht über ihre fernern Ansprüche, wenn sie jemals die Freiheit wieder erlangen sollten. Sie verliessen darauf die rigaische Citadelle, aber — um die dünamünder Festung zu beziehen. Bei der Ueberfahrt verlohren sie den größten Theil ihrer Effekten. Ihre Führer theilten sie sich, ohne daß es ihnen jemals möglich war, etwas wieder zu bekommen. Zu Dünamünde kam Anna zum zweitenmal in die Wochen mit einer Prinzessin, die Elisabeth genannt wurde. Diesesmal fehlte es ihr an nichts. Man hatte für den Unterhalt der Gefangenen gesorgt; sogar hatte man die Aufmerksamkeit so weit getrieben, ihnen so viel Bequemlichkeit und Vergnügen zu verschaffen, als man nur haben kann, wenn man gefangen ist. Doch mußten sie zuweilen schlechte Behandlung und die groben ungezogenen Reden ihrer Wächter ertragen. Die Exregentin hatte zwei Ammen und zwei Kammerfrauen: ihr Gemahl einen Kammerdiener und zwei Lakaien. Ferner gab man ihnen einen russischen Priester, um die Messe zu lesen. Aber die Sache bekam bald ein ganz anderes Ansehen.

Anna fieng bald an, sich zu ergeben und an ihre schlimme Lage zu gewöhnen. Ihr Gemahl hingegen verhielt sich nicht so ruhig. Seine Unruhen für die Zukunft wurden immer größer, als der Befehl anlangte, ihn und seine Familie nach Oranienburg, einer von Menzikoff im Gouvernement Woronesch erbaueten Stadt, und von da nach Kolmogorod, einer Stadt auf einer Insel in der Dwina, 80 Werste von Archangel, abzuführen. Der Exkaiser Iwan war nicht bestimmt, sie nach diesem lezten Aufenthalte zu begleiten; er blieb einige Zeit in Oranienburg, und wurde nach Schlüsselburg gebracht, wo er bis an seinen Tod, oder wenn man will, bis zu seiner Ermordung blieb. Anna starb zu Kolmogorod im März 1746 im Wochenbette. Ihr Leichnam wurde nach Petersburg gebracht, im Kloster Alexander Newsky öffentlich ausgestellt und daselbst begraben. Das war das Ende einer Fürstin, der man nichts vorwerfen kann, als einen leichtsinnigen Charakter und zu viel Güte des Herzens, wodurch sie an dem Unglükke ihrer ganzen Familie und an der gänzlichen Erlöschung des Stammes Iwans, Peters des ersten Bruder, Schuld wurde.

In den ersten Tageu nach ihrer Thronbesteigung wußte Elisabeth ihrer Dankbarkeit gegen die, welche ihr bei ihrer Unternehmnng zu Hülfe gekommen waren, gar keine Gränzen zu setzen. Lestocq und Schwarz, die vornehmsten Urheber der Verschwörung, hatten den größten Antheil an ihrer Freigebigkeit. Jener, sonst bloßer Hofchirurgus, wurde zum Leibarzt der Kaiserin, wirklichen geheimen Rath,

neral-Direktor aller Medicinalsachen des ganzen Reichs, zum Präsidenten des medicinischen Kollegiums mit 7000 Rubel Gehalt, ernannt. Dieser hatte ein nicht weniger glänzendes Schicksal. Ein Mensch, der bis dahin nur Ingenieur-Lieutenant und Musikus an dem kleinen Hofe, der Elisabeth gewesen war, der weder Kenntnisse noch Erziehung hatte, dessen Unbesonnenheit so weit gieng, daß er selbst Dinge, die ihm gar keine Ehre machten, ausbreitete; eben dieser Mensch ward zum Obersten erhoben und erhielt das Landgut Waimastfer in Liefland zum Geschenk, wohin er sich begab und seine Tage auf folgende Weise beschlos.

Entfernt vom Hofe führte er ein ruhiges Leben. Als er eines Tages im Bade war, wo ihn nach Landes Gebrauch ein Mädchen bediente, wollte er sich bei derselben gewisse Freiheiten herausnehmen, wogegen sie sich sträubte. Sie war jung, hübsch und seine Leibeigne. Er verlangte von ihr Gefälligkeit, und glaubte als Gutsherr, Liebe ertrotzen zu können. Die Rechte der russischen Gutsherren sind eben so sehr gegen die Vernunft als gegen die Natur. Die junge Person wies die Schmeicheleien des ekelhaften Alten von sich ab. Sie bat ihn mehr als einmal, ihr nicht zuzusetzen, da sie es aber nicht von ihm erhalten konnte, so wurde sie wüthend und schnitt ihm den Theil weg. — — Er mußte daran sterben. Das Mädchen entfloh, bis sich die Sache verzog.

Jedermann in Petersburg hielt sich überzeugt, daß auch der Herzog Biron von Kurland un-

unfehlbar an den Wohlthaten, welche die neue Kaiserin verbreitete, Theil nehmen würde. Damals als er noch allmächtig am Hofe war, hatte er sich dem Interesse der Prinzessin niemals widersezt; er hatte ihr sogar Hochachtung und Ergebenheit bezeugt. Dieses äusserliche Betragen hatte ohne Zweifel keinen andern Grund, als die Furcht vor etwanigen Veränderungen. Die Tochter Peter des ersten, konnte nie weit vom Thron entfernt sein. So oft es darauf ankam, Elisabeth eine Bitte oder einen Vorzug zu bewilligen, lies Biron den andern Ministern freie Hand, und nahm sich sehr in Acht, sie die Schwere seines Ansehens fühlen zu lassen. Es mag nnn sein, daß die neue Kaiserin sich ihm nicht sehr verbunden glaubte, oder hatte sie sonst politische Ursachen; genug, sie rief ihn nicht sogleich zurük; sie fieng damit an sein Exil zu mildern, indem sie ihm erlaubte die Grenzen von Sibirien zu verlassen. Er wurde also mit seiner Familie nach Jaroslaw, einer Stadt an der Wolga im Gouvernement Moskau, gebracht, um daselbst bis auf weitere Ordre zu bleiben.

Bei Elisabeths Thronbesteigung blieb Kurland noch ohne Herzog. Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig Wolfenbüttel, hatte alle Hofnungen, die er sich unter Anna's Regierung machte, verlohren. Er war einer abschlägigen Antwort von der neuen Kaiserin nur zu sicher, weil diese, die zwischen ihr und ihm, um sie von Thron auszuschliessen, projektirte Heirath nicht konnte vergessen haben. Er verlies das für ihn und die seinigen so unglükliche Rusland, und langte 1742

im

im Februar zu Berlin an, wo er bei seiner Schwester, der Königin von Preussen, seine vormaligen Schiksale zu vergessen suchte. Auf der andern Seite unterstüzte Chetardie, der bei Elisabeth in großem Ansehen stand, des Grafen Moriz von Sachsen Ansprüche auf Kurland, und war für ihn eifrigst bemüht. Aber die Kaiserin wollte, man sollte zu einer neuen Wahl schreiten. Ein großer Theil von den Kurländern wollten Biron, einige andere den Prinzen Christian August von Anhalt-Zerbst; da aber die Republik Pohlen durch den preußischen (schlesischen) Krieg so viel gelitten hatte, so zeigte Elisabeth, um den König von Pohlen zu entschädigen, dem polnischen Hofe an, der Herzog Biron werde nie wieder frei kommen, folglich auch nie sein Herzogthum wieder in Besiz nehmen. Hierauf erklärte der König August das Herzogthum Kurland für erledigt, und durch die Bemühungen des russischen Gesandten Iwan Simolin und des Kammerherrn von Mirbach eines gebohrnen Kurländers, fiel die Wahl auf Augusts zweiten Sohn Karl, welcher die Reversalien unterzeichnete, und als Herzog von Kurland anerkannt wurde.

Der Graf Peter Iwanowitsch Schuwaloff, der durch seine Gemahlin das völlige Vertrauen der Kaiserin besas, hatte den Charakter und die Launen derselben von dem Augenblikke an, da sie den Thron bestieg, genau studiert. Er hatte die Entdekkung gemacht, daß man alles von ihr erhalten

ten könnte, wenn man ihr Mitleiden zu erregen, oder sie durch fromme Vorspiegelungen zu täuschen wüßte. Durch dieses Geheimnis wurde er mit Würden und Schätzen überhäuft. Er begnügte sich nicht an den häufigen und sehr ansehnlichen Geschenken seiner Gebieterin, sondern wußte sie auch so zu leiten, daß sie ihm verschiedene Zweige des Handels, wodurch er in kurzer Zeit auf Kosten und zum Ruin vieler Privatleute und ganzer Städte einer der reichsten Herrn in ganz Rusland wurde ausschließlich in seine Gewalt gab.

Da er sahe, daß der Holzhandel in den Gegenden von Narva sehr beträchtlich war, so machte er eine Spekulation, die ihm einen ungeheuren Gewinn eintragen, aber auch das Verderben der mehrsten Leute, die bei dem Holzhandel interessirt waren, nach sich ziehen mußte. Obgleich er sich es nicht verhehlen konnte, daß er dadurch vielen Einwohnern von Narva das Brod nehmen würde, so gieng er doch zur Kaiserin und stellte mit vieler Feinheit vor, man müsse den Einwohnern von Narva unter die Arme greifen, indem man einem reichen Herrn das ausschließende Privilegium in den umliegenden Gegenden Holz zuschlagen, gäbe; dieser reiche Herr würde einen Haufen Unglüklicher ernähren, indem er ihnen Arbeit verschafte, entweder in den Hölzungen, oder bei andern Zweigen des Handels, zu deren Belebung es nur eines reichen und menschenfreundlichen Mannes bedürfe. Durch diese falschen Vorstellungen verleitet, eilte Elisabeth das Verderben der Einwohner von Narva zu unterzeichnen, und glaubte dabei den Antrieben eines grosmüthigen

Mit-

Mitleidens zu folgen. Die Forsten von Narva waren für Schuwaloffs unersättlichen Geiz noch nicht genug. Er wußte der Kaiserin Menschlichkeit und Religion ferner zu nüzen, und lies sich allmählig ein ausschliessendes Privilegium über den Verkauf des Wallfischthrans und des Tabaks der in Klein-Rusland gebauet wird, ertheilen. Ohne Unwillen kann man die Zahl der Unglüklichen, die durch diese Privilegien ins Elend gestürzt wurden, nicht berechnen.

China hat Rusland, und dieses dem übrigen Europa das Beispiel von der Abschaffung der Todesstrafen gegeben. Rusland verdankt Elisabeth das politische Gesez, wodurch die Verbrecher für das Vaterland nüzlich gemacht werden, statt sie umzubringen. Freilich befahl diese Kaiserin zuweilen Strafen, die noch grausamer waren, als der Tod selbst. Ihre Regierung ist beflekt durch Verurtheilungen zu Torturen und Verstümmelungen, die die Menschheit empören. Schwerlich kann man der Meinung derjenigen sein, die behaupten, sie habe gedacht wie Beccaria und die Strafen verabscheut; das Gegentheil beweiset die Unbedachtsamkeit, mit der sie dieselben verordnete. Gegründeter scheint mir die Meinung derer, die versichern, die Abschaffung der Todesstrafe sei Folge eines in der Nacht, als Iwan III. entthront wurde, gethanen Gelübdes. Die große Frömmigkeit der Kaiserin Elisabeth ist gar kein Problem. Man weis ja, daß sie in eben der Nacht nach der Unterredung mit Le-

stocq, zwei Stunden, (?) auf den Knieen vor einem Cruzifix lag. Kurz, die Revolution, die ihr die Krone gab, hat kein Blut gekostet.

Elisabeth's Nachfolger haben das Gesez beibehalten, nach welchem in Rusland niemand das Leben genommen werden darf. Nur in besondern Fällen, wo es schwere und ausserordentliche Verbrechen betraf, wie die Ermordung des Kaisers Iwan III. und der Aufruhr Pugatschews, hat Katharina II. es abgeschaft. Und selbst alsdann versammlete sie alle Großen ihres Hofes, um ihr mit Rath beizustehen.

Der Günstling eines Monarchen ist nie ohne Feinde und Neider. Lestocq hatte die seinigen. Er glaubte, Elisabeth, die ihm die Krone zu verdanken hatte, würde wissen, sie zum schweigen zu bringen. Er rechnete sehr auf ihre Dankbarkeit, aber er erinnerte sich auch, daß sie leicht gegen jemand eingenommen, und wäre sie einmal beleidigt, ihr Has unversöhnlich wäre. Um den Streich, den man ihm in Zukunft bereiten konnte, abzuwehren, hatte er eine geheime Unterredung mit der Kaiserin, worinn er damit anfieng ihr zu danken für ihre Güte. Er gestand, daß er über sein Verdienst dadurch belohnt wäre, daß sie ihn zum Präsidenten des medizinischen Kollegiums ernannt hätte, wobei er nur ihr Rechenschaft ablegen dürfte, ohne dem Senat oder einem andern Kollegio untergeordnet zu sein. Dann wagte

er es, sie an die ihr geleisteten Dienste zu erinnern, und an die Verbindlichkeit die sie ihm hätte wegen ihrer Krone; er stellte ihr vor, sie würde sich im Angesicht von ganz Europa beschimpfen, wenn sie jemals den giftigen Reden der Höflinge Gehör gäbe, denen seine Erhebung ein Dorn im Auge sei. Hierauf fiel die Kaiserin auf die Kniee, schwur ihm eine ewige Dankbarkeit, und gab ihm ihr Ehrenwort, allezeit unempfänglich gegen die bösen Eindrükke zu sein, die man auf sie gegen ihn zu machen, sich bemühen würde. Dieses hat Lestocq mehr wie einmahl selbst erzählt. Durch dieses Versprechen sicher gemacht, bildete er sich ein, daß es von nun an unmöglich wäre, daß seine Feinde ihn stürzten. Er lebte in völliger Sorglosigkeit, während diese im Verborgnen die feinsten Ränke anspannen. Daß er so sorglos wegen der Zukunft war, lag nicht am Mangel an Kenntnis der russischen Nation, und der Schlechtheit und Niederträchtigkeit der Höflinge, die ihm zu den Füßen krochen; sondern es war Vertrauen zu dem Eide der Elisabeth, der er ohnehin mehr Festigkeit zutrauete. Die Cabale der russischen Herrn von Stande, deren Stolz durch die Abkunft Lestocqs gedemüthigt wurde, lauerte auf alle Gelegenheit ihn zu stürzen. Endlich zeigte sich eine günstige. Schon lange dachte man auf einen Krieg gegen Preussen; die Feindseligkeit war so gros, daß die Russen schon alle Preussen wegjagen wollten. Man hatte es dahin gebracht, Lestocq von diesem allgemeinen Hasse gegen die Preussen abzubringen. Unerfahren in der Hofpolitik, deren mühsames Studium er erst anfieng, ohne etwas

ander-

anderes gelernt zu haben als die Chirurgie, zur Verstellung unfähig, erklärte er sich laut für Preussen, und stellte der Kaiserin vor, daß dieser Krieg sehr ungerecht wäre und ihr viele Leute und Geld kosten würde. „Aber, antwortete Elisabeth, mein Vater hat ein Bündnis mit Oesterreich gemacht. Dieses bestehet noch bis heute; darf ich es wohl brechen?“ „Wohl, versezte Lestocq, wenn sie noch an diesem Bündnisse halten, so schikken sie die in demselben stipulirten 25000 Mann nach Deutschland, nnd lassen das übrige gut sein.“ — Lestocq der Verstand und Klugheit besas, hätte bemerken müssen, daß seit diesem Augenblikke die Kaiserin es vermied mit ihm zu reden, aber er sahe nichts; man glaubte seine Gunst zu befestiget, als daß dieses Maulen Folgen haben könnte. Er unterhielt öffentlich die genaueste Verbindung mit dem preussischen Gesandten; sie waren beständig bei einander. Diese Gelegenheit nahmen Lestocqs Feinde wahr, ihn anzuschwärzen, und stellten der Kaiserin vor, es wäre ganz augenscheinlich, daß dieser Mensch sich nur um sein selbst willen um sie verdient gemacht, daß er sich geschmeichelt habe, Rusland unter dem Namen seiner Gebieterin zu regieren; die wenige Rüksicht die er auf sie nehme, zeige seine verderblichen Projekte hinlänglich; die Leichtigkeit womit er die Revolution bewirkt habe, unterhalte wahrscheinlich in ihm die Hofnuug, eine zweite mit eben dem Erfolge zu bewürken; und es sei gar kein Zweifel, daß er früh oder spät die Hand daran legen werde. Diese Gründe erschütterten Elisabeth, und die Kabale siegte. Die erschrokkene Kaiserin

faßte den plözlichen Entschlus, Lestocq aller seiner Aemter zu entsetzen, und ihn zu verbannen.

Nun kam es darauf an, jemand zu finden, der die Dreistigkeit hätte, ihn zu arretiren. Die mehrsten Großen, die ihn kannten, schlugen den Auftrag aus, entweder aus Feigheit, oder wegen des mit dergleichen Aufträgen verbundenen Misvergnügens. Der Feldmarschall Graf Apraxin, der nachmals so unglüklich ward, bot sich selbst dazu an. Er nahm 100 Mann von eben den Garden mit sich, die ehemals Lestocq bei der Absetzung Iwans III. so willig gehorcht hatten, und begab sich zu ihm. Er hatte nicht den Muth, ihm selbst den Befehl der Kaiserin vorzulesen, sondern trug es einem Unteroffizier auf, und blieb während des Verlesens, welches auf seinen Befehl mit lauter Stimme geschah, im Vorzimmer. Darauf wurde Lestocq verhaftet, dem seine Ungnade so unerwartet kam, daß man ihn im Schlafrokke antraf. Dann fragte Apraxin nach Lestocqs Gemahlin. Diese war, weil es eben Sonntag war, in der Kirche und kommunizirte. Ein Unteroffizier wurde abgeschikt sich ihrer zu bemächtigen, jedoch mit dem Befehl, zu warten, bis sie aus der Kirche gekommen wäre, ihr nichts von dem, was in ihrem Hause vorgegangen, zu sagen, und ihr mit allen, ihrem Geschlechte und der Oeffentlichkeit der Verhaftnehmung, schuldigen Schonung zu begegnen. Als sie in die Kutsche gestiegen war, folgte ihr der Unteroffizier und die Wache mit aufgestektem Bajonnet, umzingelte den Wagen, und führte ihn an den Ort der Bestimmung.

Hermann Lestocq wurde den 29sten April 1692 gebohren. Im Jahr 1713 reisete er nach Petersburg, wo er in die Dienste Peter I. trat, der ihn wegen seiner Kenntnisse in der Wundarzneikunst schäzte. Ein ganzes Jahr hatte er im Chatelet zu Paris gesessen: damals nahm man in Frankreich alle Fremde in Verhaft, weil die Engländer den Grosmeister Belliniang, den sie für den Dauphin hielten, arretirt hatten. Lestocq erhielt seine Freiheit durch seinen Bruder, der die Herzogin von Orleans in sein Interesse zog, und sich für ihn verbürgte.

Als er sich bei der französischen Armee am Rhein befand, zu einer Zeit, wo es im Lager an Brodt mangelte, gieng er mit seinem Bruder, der Offizier war, aufs Marodiren aus. Sie begegneten einem Schifsknechte mit seiner Frau, die ein kleines Kind auf dem Arme hatte. Diese armen Leute hatten einen Vorrath von sechs kleinen Brödten. Lestocq nahm sie ihnen weg. Das arme Weib warf sich zu seinen Füßen, die sie mit Thränen benezte, und bat ihn, ihr wenigstens eins zu lassen; Lestocq war unerbittlich.

Er war auch liederlich. Ein Mädchen durfte nur erträglich sein, so machte er sich ein Vergnügen daraus, sie zu verführen. De la Coste, (ein getaufter portugisischer Jude, und Hofnarr bei Peter I. nachmals bei der Kaiserin Anna) beklagte sich einmal bei dem Kaiser, daß Lestocq Liebeshändel mit seiner Frau und seinen vier Töchtern hätte. Der Czaar verbot ihm, sich bei de la Coste sehen zu lassen. Einige Tage lies er es auch wirklich

ben aber nicht lange, so kam er eben so fleissig als vorhin.

Die Geschwindigkeit, mit der sich Lestocq kurz nach seiner Ankunft in Rusland bei Peter I. in Gunst sezte, zog ihm bald Neider zu. Ein Hofschranze schwärzte ihn so geschikt an, daß er nach Kasan verwiesen wurde, wo er bis zu dem Tode des Czaars blieb. Katharina I. rief ihn zurük, und stellte ihn bei ihrer Tochter, der Prinzessin Elisabeth, als Wundarzt an. Sehr bald gewann er die Gewogenheit seiner neuen Gebieterin und wurde ihr Rathgeber. Wäre diese Prinzessin seinem Rathe gefolgt, so würde sie wahrscheinlicher Weise Peter II. unmittelbar gefolgt sein: aber ihre Furchtsamkeit entfernte den Zeitpunkt ihrer Erhebung auf den Thron, den Lestocq ihr besteigen half ohne den Beistand irgend eines der russischen Großen.

Nachdem ihn Elisabeth mit Geschenken und Ehrenstellen überhäuft hatte, lies sie ihn durch Kaiser Karl VII, in den Reichsgrafenstand erheben. (den 27 April 1744.) Erst nachdem sie seine Kenntnisse und seine Treue in einer langen Reihe von Geschäften auf die Probe gestellt hatte, vertraute sie sich ihm an. Er war es, der dem Kronprinzen von Dännemark bei seinen Ansprüchen auf die schwedische Krone, zuwider war. Er war es, der Elisabeth einen so vortheilhaften Frieden mit Schweden verschafte. Seiner bediente sie sich, um mit dem Könige von Preussen die Reise des Prinzen Karl Peter Ulrich von Holstein, des nachmaligen Grosfürsten von Rusland zu verabreden, und nachmals dessen Heirath zu schliessen, so wie die Heirath des

schwedischen Thronerben. Lestocq war es auch, der die Kaiserin dazu vermochte, den Grafen Alexis Bestuscheff Riumin zum Vizekanzler des Hofes zu machen. Als er sie zu dieser Wahl gestimmt hatte, sagte sie zu ihm: „Wissen Sie wohl, was Sie thun? Wissen Sie wohl, daß ich auf Ihr Anhalten einen Mann befördere, der Sie stürzen wird“? Diese Worte machten auf Lestocq nur einen sehr leichten Eindruk. Als er gestürzt war, erinnerte er sich mit Schmerzen daran.

Bestuscheff war gegen Lestocq nur ein niedriger Hofschranz. Der, den es am mehrsten angieng, merkte es nicht. Bestuschff war einer von denen, die es mit Aerger ansahen, daß die Kaiserin die wichtigsten Sachen Lestocq anvertraute. Aber mit Vergnügen sahe er, daß der Günstling die französische und preussische Parthei gegen Oesterreich nahm, und die Kaiserin abhielt, die Hülfstruppen nach Deutschland zu schikken, deren schnellen Marsch ganz Rusland wünschte. Sein Ehrgeiz entflammte sich, als er die Hofnung faßte, diesen unpolitischen Schritt gegen Lestocq selbst zu gebrauchen. Er wurde mit Apraxin einig, und arbeitete an dem Sturze des Günstlings. Er hielt Spione, um alles zu erfahren, was zwischen demselben und dem preussischen und schwedischen Gesandten vorgieng. Das Spioniren wurde so arg getrieben, daß endlich Lestocq selbst es merkte. Aber er behielt seine Verbindungen bei, weil er nicht glaubte, daß man ihm ein Verbrechen daraus machen könnte. Endlich wurde es ihm so unerträglich, beständig belaurt zu werden, daß er einmal einen von den Spionen festnehmen

und

und von einer Schildwache bewachen lies; worauf er zu der Kaiserin gieng und um die Erlaubnis bat, ihn foltern zu lassen, um dahinter zu kommen, wer denselben gedungen hätte. Er fiel der Kaiserin zu den Füßen und sagte ihr gerührt: er sehe mit Kränkung, daß sie ihm allmählig ihr Vertrauen entziehe, dieses Vertrauen, dessen er so wehrt wäre, und an dessen Stelle der ungegründetste Verdacht trete. Sie versicherte ihn, indem sie ihn aufhob, daß sie den Innhalt seiner Klagen gar nicht verstünde und versprach, den Spion verhören zu lassen.

Dieser Auftritt fiel in Gegenwart eines von den Freunden Bestuscheffs vor, der sogleich davon benachrichtiget wurde und diesen Augenblik für günstig hielt, Lestocq den lezten Stos zu geben. Er und Apraxin nahmen sich so geschikt in Acht und wußten die Kaiserin so besorgt zu machen, daß wenig Tage nachher (den $\frac{13}{24}$ November 1748) Lestocq und seine Gemahlin eingezogen wurden. Die unglüklichen Ehegatten wurden darauf in die Festung von Petersburg gebracht und in abgesonderte Zimmer gesezt. Ein Beispiel zu so viel tausend andern, wie einfältig die sind, welche an der Dankbarkeit der Großen glauben, und wie leicht man ihre Gunst verliert.

Die Art, wie Lestocqs Prozes geführt wurde, zeigte deutlich den Has seiner Verfolger. Apraxin war Ankläger und Präsident des Tribunals, Bestuscheff als Referent dirigirte den Prozes. Aus allen Papieren des Gefangenen konnte man keinen eigentlichen Grund zur Klage gegen ihn hernehmen. Das einzige, was einen Verweis, aber keine pein-

liche Anklage verdient hätte, war Lestocqs Kälte gegen das Haus Oesterreich, Ruslands alten Bundesgenossen, eine Kälte, die einem Franzosen, zu einer Zeit, wo der Feind des österreichischen Hauses mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machte, vielleicht zu verzeihen ist. Ungeachtet seiner Unschuld unterlag er den ausdaurenden Anstrengungen seiner Feinde. Elisabeth, die seine Dienste nicht ganz vergessen hatte, widerstand ihnen lange. Lestocq und seine Gemahlin blieben vier Jahr und fünf Monate in der Petersburger Festung, ehe es zum Endurtheil kam. Man nüzte den Aufenthalt der Kaiserin in Moskau, um es ihr zu entreissen. Er wurde als Verbrecher der beleidigten Majestät verurtheilt, und seine Güter eingezogen. Ein herrlicher Fang für deu Fiskus und für Lestocqs Feinde. Apraxin bekam für seine Mühe das herrliche Haus des Verbanneten mit allen prächtigen Möbeln. Einige Große des Hofes theilten sich in den Edelgesteinen. Er ward nach Ustiug-Weliki, im Gouvernement Archangel abgeführt. Seine Gemahlin begleitete ihn, obgleich man ihr hatte die Wahl gelassen, ob sie in Petersburg bleiben wollte oder nicht. Die Kaiserin bestimmte ihnen zu ihrem und ihrer Bedienten Unterhalte täglich drei Rubel, die sie von ihren eingezogenen Gütern zu heben hätten. Dies Geld bekamen sie nicht in die Hände, sondern man gab es einem Offizier, der es ihnen nach Gutdünken auszahlte. Zu Ustug-Weliki hatten sie einige Freiheit, aber sie mußten daselbst bleiben bis an den Tod der Kaiserin. So wahr ist es, daß diese Fürstin eben so leicht hingerissen und unversöhnlich in ihrer

Rache, als empfindend und freigebig war. Eigenschaften, die den andächtigen Seelen eigen sind.

Peter der dritte gab bei dem Antritte seiner Regierung den mehrsten Personen die Freiheit wieder, welche von Elisabeth verbannet waren. Auch Lestocq und seine Gemahlin waren mit unter deren Zahl, und bekamen tausend Rubel Reisegeld. Er wurde wieder in seinen Posten als wirklicher Geheimerrath eingesezt. Nach seiner Rükkunft nach Petersburg hat man ihn oft sagen hören, daß ihn während der ganzen Zeit seiner Verbannung nichts so sehr verdrossen habe, und daß er es sich noch nicht vergeben könne, daß er Apraxin nicht mit dem Degen niedergestoßen hätte, als er ihm die Ungnade ankündigte. Er versuchte wieder zum Besitz seiner Güter zu gelangen. Etwas von seinem Silberzeuge und Porzelain wurde ihm wieder herausgegeben. Von den 40,000 Rubeln, die bei seiner Verhaftnehmung sich in baarem Gelde gefunden hatten, erhielt er 11,000 und einige Hundert wieder: der Rest wurde auf die sonderbarste Art in den Rechnungen der Kanzlei gerechnet, zum Theil für den Unterhalt des Grafen während seines Exils, theils für die Ausbesserungen an seinen Häusern, die seine Feinde bewohnten, ohne Miethe zu bezahlen. Achthundert Rubel waren für das nöthige Papier, Federn und Dinte zu der jährlichen Rechnungsführung des verwalteten Vermögens angerechnet. Aber Peter III. war zufrieden, Lestocq und seine Gattin zurükgerufen zu haben, ohne ihnen, wie so vielen andern zurükgekehrten Staatsgefangenen, ein Gehalt oder eine Pension anzuweisen. Seine Witwe, die jezt regie-

rende Kaiserin, bewilligte dem alten Minister eine Pension von 7000 Rubeln und 30 Haken in Liefland. Die Pension hat er bis an seinen Tod genossen und seine Witwe besizt noch die 30 Haken. Er starb den $\frac{12}{23}$ Junius 1767, und seine Witwe, eine Baronesse von Mengden, lebt noch auf ihren Gütern in Liefland, und wird von allen die sie kennen, geschäzt und geliebt.

Bald nach ihrer Thronbesteigung dachte Elisabeth darauf, sich einen Nachfolger zu bestimmen. Die Großen des Hofes baten sie, ihn je eher je lieber zu ernennen. Sie stellten ihr die Gefahr vor, in der das Reich wäre, so lange der lezte Kaiser und seine Familie lebten. Sie gab den Vorstellungen nach, und ihre Wahl fiel auf Karl Peter Ulrich, Herzog von Schleswig-Holstein, Sohn ihrer ältern Schwester Anna. Diesen lies sie nach Rusland kommen, und nachdem er die griechische Religion unter den Namen Peter Federowitsch angenommen hatte, proclamirte sie denselben zu ihrem Nachfolger in einem Manifeste vom 7 November 1742, worinn sie ihm den Titel eines Grosfürsten und Thronfolgers beilegte, und ihm von allen Unterthanen den Eid der Treue schwören lies — Man bemerkte an dem neuen Grosfürsten Fähigkeiten, Neigung zur Arbeit und auch Talente. Er wäre unstreitig einer der größten Monarchen seines Jahrhunderts geworden, wenn man die gute Erziebung mit ihm in Rusland fortgesezt hätte, die in Holstein angefangen war. Als man aber seinen Oberhofmeister

ster den Grafen Brummer, der gemeinschaftlich mit dem Oberkammerherrn von Berkholz ihm die, einem Fürsten, der zum Thron berufen ist, anständigen Grundsäze einprägte, von ihm entfernt hatte; als er nur Repnin, Schuwaloff, Tscheglokoff und Hendrikoff um sich hatte, so blieben alle glüklichen Anlagen, die er zeigte, ohne Ausbildung. Diese Herren konnten ihm nur ihre besondern Einfälle mittheilen, und sie betrugen sich so bei ihm, daß er die Lust an Geschäften gänzlich verlor. Viele Leute in Rusland haben mündlich und schriftlich behauptet und alle Mühe angewendet, um glaublich zu machen, daß dieser Prinz bei seiner Ankunft in Rusland ganz vernachlässigt und durchaus zu nichts zu gebrauchen gewesen sei. Ohne die Ursachen zu untersuchen, warum sie diese Sprache führen, bin ich der Meinung, daß es ihnen sehr schwer werden möchte, die Sache zu beweisen, und daß das Gegentheil für Leute, die sich nicht durch begünstigte Hofschranzen und besoldete Schriftsteller leiten lassen, erwiesen ist. Der junge Fürst sah den Unterschied zwischen Brummer und Tscheglokoff bald ein. Das erstemal, als er mit diesem zu Mittag as, that er ihm in Gegenwart einer sehr zahlreichen Gesellschaft folgende Frage: „Wissen Sie wohl, welches der erste Buchstab im Alphabet ist"? Tscheglokoff bestürzt, wußte nicht was er sagen sollte; endlich antwortete er: „Ja, gnädiger Herr, ich glaube es zu wissen". „Nun denn, versezte Peter, weil meine wehrte Tante Sie zu meinem Oberhofmeister ernannt hat, so wünsche ich es von Ihnen zu lernen".

1744 den 29sten Junius, wurde die Vermählung des jungen Grosfürsten mit der Prinzessin Sophia Augusta von Anhalt Zerbst vollzogen. Diese hatte den Tag vorher die griechische Religion und den Namen Katharina Alexiewna angenommen. Nicht lange nach dieser Vermählung, lud der Hettmann Rasumofsky die beiden Hoheiten, nach seinem Landgute Gostcliz ein, wo er sie auf das prächtigste bewirthete. Des Abends, als alles zu Bette gieng, war der Grosfürst mit seiner Gemahlin kaum in den eigentlich für sie erbaueten Pavillon getreten, als man ein Krachen hörte, nicht anders, als wenn der Pavillon zusammenstürzen wollte. Sie entfernten sich sogleich mit ihrem Gefolge. Wie sehr man die Sache auch untersuchte, so hat man doch nie die Urheber dieses Anschlages entdekken können.

Als Elisabeth einmal in Amazonenkleidung, mit dem Grosfürsten zu Kathrinenhof spazieren gieng, begegnete ihr ein Wagen, worin verschiedene Damen saßen. Sie befahl dem Kutscher zu halten. Der Grosfürst, der weder sehr höflich noch galant war, wartete mit seiner Tante, bis die Damen zu ihnen kämen. Elisabeth aber, als sie ihn so unbeweglich dastehen sah, lief selbst auf die Kutsche zu, öfnete sie, und nachdem sie den Damen aus dem Wagen geholfen hatte, gab sie ihrem Neffen einen Verweis, über seinen Mangel an Aufmerksamkeit und Höflichkeit, die die Männer den Frauenzimmern schuldig sind.

In

In den ersten Zeiten der Regierung der Kaiserin Elisabeth, erhielt einer von den Leuten des türkischen Gesandten die Batoggen, wegen einer Ausschweifung, die diese Züchtigung wohl verdiente. Der Gesandte über diese Beleidigung äusserst aufgebracht, forderte laut Genugthuung. Er verlangte, der Generalpolizeimeister sollte ohne weitere Umstände vor seinem Hause gehängt werden. Um seine Rache zu stillen, mußte man den Bedienten durch Geschenke gewinnen, dessen Zorn durch dieses Mittel bald besänftigt wurde. Fünf Bediente eben dieses Gesandten, fielen eines Tages über eine Frau, die ihnen auf der Straße begegnete her, schlepten sie in das Haus des Gesandten, und thaten ihr Gewalt an. Der Ehemann dieser Frau beklagte sich darüber bei dem Gesandten selbst. Dieser, von der Wahrheit der Mishandlungen überzeugt, sprach folgendes schrekliche Urtheil gegen seine Bedienten. „Da sie sich, sprach er, gegen den Befehl des Korans, mit einer Christin abgegeben haben, so sollen sie ihrer Mannheit beraubt werden.“ Dies geschah auf der Stelle, und die fünf Unglücklichen wurden in diesem Zustande, dem beleidigten Ehemanne ausgeliefert.

Elisabeth hatte der Prinzessin von Anhalt-Zerbst, der Mutter der jetzigen Kaiserin, verboten, irgend einen Briefwechsel zu unterhalten. Ihre Zudringlichkeit, sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen, hatte einigen Argwohn erregt. Auf einem Balle, der am Hofe gegeben wurde, ward ihre

Tochter die Grosfürstin, jezt Katharina II. den Grafen Lestocq in einem Winkel gewahr, wo er nach seiner Gewohnheit mit den Damen plauderte, und unterbrach ihn mit den Worten: Herr Graf ich habe noch nicht mit ihnen getanzt. Zugleich warf sie ihm einen Handschuh, als das Zeichen der Aufforderung hin. Lestocq fühlte, indem er den Handschuh annahm, daß ein Papier darin verborgen wäre. Um ihn nun mit Schiklichkeit und ohne Verdacht in die Tasche stekken zu können, sagte er zu der Prinzessin: wenn E. K. H. mir auch den andern zu geben geruheten, so könnte ich meiner Gattin ein angenehmes Geschenk damit machen. Die Grosfürstin warf ihm auch den andern zu. Er stekt ihn weg, tanzt und verschwindet vom Ball. Die erste Vorsicht, die er beim Herausgehen beobachtete, war, die Handschuhe in seinen Beinkleidern zu verbergen. Denn die Befehle waren damals so strenge, daß man jeden Augenblik in Gefahr war, visitirt zu werden. Zu Hause zog er das Papier aus dem Handschuhe hervor. Es war ein Brief an den König von Schweden, den er hernach mit sicherer Gelegenheit nach Stokholm schafte.

Es ist eine in Rusland ziemlich allgemein angenommene Meinung, daß Elisabeth insgeheim mit dem Oberjägermeister, Grafen Alexis Gregoriewitsch Rasumofsky, der der ausgezeichnetsten Gunst genos, sie überall begleitete, und für den sie ganz besondere Achtung hatte, die von einer großen Zuneigung zeugte, vermählt gewesen sei.

Ich

Ich sah' sie einmahl an einem sehr kalten Tage, aus dem Hoftheater kommen. Sie sezte ihm eine Müze auf den Kopf, und war sehr besorgt, ihn vor der Kälte zu bewahren. Er wohnte in dem Anitzkoischen Pallaste, welchen sie ihm geschenkt hatte, und der nach seinem Tode der Krone anheim fiel. Merkwürdig ist es, daß die jezige Kaiserin dem Fürsten Potemkin, ein Geschenk damit gemacht hat.

Eben so glaubt man, daß die Herren Tarracanoff und ihre Schwester, Kinder von der Kaiserin Elisabeth und Rasumoffsky sind. Einer von ihnen war von der jezigen Kaiserin bestimmt, Präsident des Bergwerkskollegiums in Petersburg zu werden. Er hörte deswegen einen Cursus der Chymie, bei dem Professor Lehmann. Beide, der Lehrer und der Schüler wurden ein Opfer der Ungeschiklichkeit des Leztern, welcher ein mit Gift angefülltes Gefäs auf den Ofen sezte, es zerbrach und erstikte. Lehmann, der ihm zu Hülfe eilen wollte, hatte das nehmliche Schiksal.

Die Prinzessin Tarracanoff hatte sich nach Italien begeben. Im Türkenkriege 1770, lernte der Admiral Orloff sie kennen, und besuchte sie oft *. Einst bat er sie zum Mittagessen an Bord, und sagte, sie werde daselbst verschiedene italiänische Herren antreffen, die, wie er wüßte, ihre guten Freunde wären. Sie begab sich an Bord des Schif-

* Nemlich in Livorno. Siehe Archenholz, England und Italien. A. d. U.

Schiffes; aber, wie gros war ihr Erstaunen, als sie keinen von den Herren antraf, und hörte, daß sie eine Gefangene der Russen wäre. Die Segel wurden aufgezogen, und sie erst in Petersburg ans Land gesezt, wo man sie in die Festung sperrte, und nichts weiter von ihr hörte. Diese That hat in Italien so viel Aufsehen erregt, daß Orloff sich daselbst nicht ungestraft sehen lassen darf.

1743 wurde eine Verschwörung unterdrükt, die von verschiedenen russischen Herrn angezettelt war, um Iwan III wieder auf den Thron zu setzen. An der Spitze der Verschwornen, war der Generallieutenannt, Stephan Lapuchin, seine Gemahlin, Natalia Bestuscheff, ihr Sohn, der Oberstlieutenannt Iwan Lapuchin, die Gräfin Anna Bestuscheff, Schwester des verbannten Michael Goloffkin, der österreichische Gesandte Marquis de Botta, der Fürst Iwan Putatin, abgedankter Hauptmann von der Garde, der Kammerherr Lilienfeld nebst seiner Gemahlin und seinem Bruder, der Generalkriegsminister Sibin, der Adjudant Stephan Kolytschoff, der Unterlieutenannt Nil Akinkoff, der Lieutenannt von der Garde, Iwan Meschkoff und Nikolaus Rscheffsky, ein Edelmann. Unabhängig von dem allgemeinen Plane, Iwans Familie die Freiheit und den russischen Szepter wieder zu geben, hatte ein jeder der Verschwornen seinen Nebenplan, seine Privatabsichten und sein kleines persönliches Interesse, welches er an das allgemeine anzuknüpfen

pfen suchte. Die Frau von Lapuchin hatte sich vorgenommen, ihrem Liebhaber Löwenwolde die Freiheit wieder zu verschaffen. Die Frau von Bestuscheff wollte ihren Bruder wieder in die ihm genommenen Ehrenstellen einsetzen. Der Marquis de Botta, der um seine Zurükberufung angehalten hatte, sollte der Erwartung der Verschwornen gemäs den König von Preussen zu ihrem Vortheile stimmen. Er nahm seinen Weg über Berlin; aber der König widerstand seinen Bitten. Die Verschwörung hätte vielleicht gelingen können, wenn sie klüger betrieben wäre: aber einmal waren die Verschwornen zu zahlreich. Ihre eigenen Kräfte schwächten sie, und machten, daß die Unternehmung scheiterte. Ferner hatten zu viel Weiber Theil daran. Ihre Lebhaftigkeit und natürliche Ungeduld sind nur im Augenblikke der Ausführung des Projekts, welches durch tiefes Nachdenken und gänzliches Stillschweigen zur Reife gediehen ist, zu gebrauchen. Am mehrsten trug aber der unüberlegte Eifer des Kammerherrn Lapuchin, der von Haus zu Haus gieng, Anhänger anzuwerben, zur Entdekkung bei. Alle Theilnehmer wurden also entdekt, eingezogen und verurtheilt. Elisabeth milderte die in der Sentenz bestimmten schweren Strafen. Lapuchin, seine Gemahlin, sein Sohn und Anna Bestuschff bekamen die Knute, hierauf ward ihnen die Zunge ausgeschnitten; Muschkoff und Putätin bekamen die Knute; Sybin und Frau von Lilienfeld wurden nach dem Wochenbette der leztern ausgepeitscht, ihrer Güter beraubt und verbannt. Der Kammerherr Lilienfld wurde seiner Aemter entsezt und nach seinen Gütern verwiesen; sein

sein Bruder, so wie Akinkoff und Kolytschoff, wurden degradirt, vom Regiment gejagt und unter die Landregimenter gestekt. Rscheffsky wurde zum Matrosen gemacht. Wegen des ungeheuren Misbrauchs, den der Marquis de Botta von seinem Charakter in ihren Staaten gemacht hatte, forderte Elisabeth die auffallendste Genugthung vom wiener Hofe. Der Minister vertheidigte sich in einem langen Memoire. Hierüber lies sich die Kaiserin in einen langen Briefwechsel mit dem österreichischen Kabinet ein, und überschikte demselben unter andern ein Memoire von 300 Seiten, welchem viele Rechtfertigungen ihrer Beschwerden beigefügt waren. Um dieser Klage ein Ende zu machen, sezte der wiener Hof eine Kommission nieder, de Botta zu richten. Es scheint, daß diese Kommission ihn nicht unschuldig fand; er wurde nach Grätz verwiesen und erhielt Befehl, als Staatsgefangener daselbst zu bleiben. Sein Nachfolger in Petersburg, der Graf Rosenberg, theilte der Kaiserin Elisabeth dieses Urtheil mit und sagte zu ihr, der Marquis werde so lange Gefangener bleiben, als es ihr gefällig wäre. Elisabeth, mit dieser Strafe zufrieden, antwortete, sie überliesse seine Loslassung der Willkühr des wiener Hofes.

Es ist erwiesen, daß Elisabeth in den ersten Jahren ihrer Regierung den Plan hatte, die Krone niederzulegen und bei ihren Lebzeiten dem Grosfürsten aufzusezen. Sie hatte den Bau des prächtigen Klosters Woskresenien an den Ufern der Newa nicht

nicht weit von Petersburg angefangen, um dasselbe zu ihrem Aufenthalte zu machen. Aber der Reiz der Regierung machte, daß sie dieses Projekt so weit aus den Augen verlohr, daß das Gebäude nicht einmal bei ihren Lebzeiten fertig wurde. Erst 1764 ist es vollendet und Catharina II. hat es zur Erziehung adlicher und bürgerlicher Mädchen bestimmet.

Wäre es zu dieser Abdankung mit Elisabeth gekommen, so wäre das ein großer Strich in des Groskanzlers Bestuscheff Rechnung gewesen, der alsdann zwei Plane, mit denen er schwanger gieng, nicht hätte ausführen können. Der eine war, Preussen den Krieg anzukündigen, der andere, die russische Nation gegen den künftigen Thronerben aufzubringen. Die Entfernung seines Gegners, des Marquis de la Chetardie, erleichterte viele Schwierigkeiten. Der Gesandte hatte Befehl bekommen, Moskau in vier und zwanzig Stunden zu verlassen und sich baldigst aus dem Reiche zu entfernen. Lestocq sas noch gefangen. Sein Gegner fürchtete die Nachsicht der Kaiserin gegen diesen alten Günstling. Eine Kriegserklärung vollendete die Ungnade Lestocqs, der sich diesem Kriege immer widersezt hatte. Bestuscheff betrieb die Sache mit so vielem Eifer, daß endlich der Krieg erklärt wurde und russische Truppen in die preussischen Staaten einrükten. Nachdem ihm dieser erste Plan geglükt war, so bemühete er sich, den Grosfürsten anzuschwärzen und von ferne alle Mittel zu bereiten, um ihn nach der Kaiserin Tode zu hindern, den Thron zu besteigen. Der Has, den er gegen diesen Fürsten hatte, war noch giftiger geworden, weil dieser den Krieg

ge=

gegen den König von Preussen ganz laut gemisbilligt hatte, und keine Gelegenheit vorbeigehen lies, seine Achtung und Ergebenheit gegen diesen Monarchen zu bezeugen *. Im Falle es Bestuscheff nicht gelang, den Grosfürsten vom Throne zu entfernen, so hatte er sich vorgenommen, ihm die Staatsgeschäfte zu entziehen, die der Grosfürstin anvertrauet werden sollten; er sollte dagegen das Kriegswesen und das Kommando über die Truppen haben. Diese Intrigue behandelte er mit der äussersten Vorsicht. Seine ersten Instruktionen schrieb er auf kleine Stükgen Papier, und legte sie in eine Dose mit einem doppelten Boden, und als wenn er eine Prise Tobak anböte, theilte er sie seinen Vertrauten mit. Eben diese unter seinen Leitung stehenden Personen, entledigten sich ganz vortreflich des Auftrags, den Grosfürsten bei seiner Tante anzuschwärzen. Eine unter ihnen, Maria Semenowna Tschoglokoff, Hofdame der Kaiserin, schämte sich nicht, ihn der Trunkenheit zu beschuldigen. Elisabeth, die auf ihrer Hut gegen Verläumdung war, verlangte den Beweis. Jene hatte die Dreistigkeit, ihn ihr zu versprechen. Einige Tage nachher besuchte sie den Grosfürsten, der eben un-

* Einmal erhielt er dessen Bildnis. Sogleich überlies er sich einer übermäßigen Freude. Er konnte nicht aufhören es zu küssen, und lies es endlich an der sichtigsten Stelle seines Zimmers aufhängen. Unbeweglich stand er vor dem lieben Bildnisse seines Lehrers (denn anders nannte er den König nicht) Während dieser Ekstase kam Rasumoffsky. Der Prinz ergriff ihn bei der Hand, führte ihn vor das Bildnis und sagte: nieder auf die Kniee, da ist euer Bog! (Gott)

unpäslich war, und stellte ihm vor, er bedürfe Zerstreuung, und mit seiner Erlaubnis wolle sie bei ihm zur Tafel kommen. Er gab dazu seine Einwilligung. Bei der Mahlzeit, während welcher sie es sich äusserst angelegen sein lies, den Fürsten aufzumuntern, brachte sie ihn dahin, daß er eine Bouteille Champagner kommen lies. Als diese gebracht wurde, bemächtigte sich das verschlagne Weib derselben, warf einige Prisen spanischen Tobak hinein und lies dem Grosfürsten so viel Gesundheiten zubringen, daß er ganz betäubt niederfiel. Nun eilte sie, Elisabeth davon zu benachrichtigen, die, da sie ihren Neffen in solchem traurigen Zustande fand, nicht allein glaubte, daß er dem Trunk ergeben wäre, sondern auch allen übrigen Lastern, deren ihre Hofdame ihn beschuldigte. Elisabeth war um destomehr zu entschuldigen, da die Großen an ihrem Hofe, Bestuscheffs Mitarbeiter, diesen Augenblik nuzten, um die falschen Berichte der Maria Tschoglokoff zu bestätigen.

Um alles zu erfahren, was bei dem Grosfürsten vorgieng, so verband sich Bestuscheff mit dem Hettmann Cyrillus Gregoriewitsch Rasumofsky und rieth demselben, allen seinen Launen zu schmeicheln, um sein völliges Vertrauen zu gewinnen. Rasumoffsky folgte diesem Rathe, und durch die elendeste Speichellekkerei gewann er das Herz des Fürsten, so daß derselbe keinen Tag ohne ihn zubringen konnte. Wollte er auch nur ein Glas Brantewein trinken, so mußte der Hettmann es theilen. Peter zog ihn oft mit seinem Herkommen auf, (Rasumaffsky war ein Bauer aus der Ukraine) mit den Schwämmen, die er in seiner Jugend gesucht hatte,

mit seiner Ankunft in Rußland mit der balaleiga, (eine Zitter mit drei Saiten) u. s. w. Lauter Späße, die in allem Betrachte sehr unrecht angebracht waren und nur dazu dienten, den Hettmann der Wohlthaten des Fürsten vergessen zu machen und ihn zur Rache und Untreue zu verleiten.

Die heimlichen Zusammenkünfte, in welchen man den Untergang des künftigen Kaisers entwarf, wurden in einem Landhause des Hettmanns gehalten. Bestuscheff, Rasumoffsky, Maria Tschoglokoff und die Fürstin Daschkoff waren die Häupter dieser schändlichen Versammlungen. Hier würde man einig über die Personen, die man anwerben wollte, über die Maasregeln und Anstalten, die man treffen wollte, um den Kronerben unfehlbar umzubringen. (assassiner)

Ungeachtet des Eifers, mit welchem die Kaiserin und Bestuscheff den Krieg gegen den König von Preussen führten, unterhielt Peter beständig eine genaue Korrespondenz mit diesem Monarchen, wodurch er die ersten und sichersten Nachrichten von den Begebenheiten in diesem Kriege erhielt; und wenn man das te Deum in Petersburg sang über die Siege, die nur in den russischen Berichten existirten, so lachte er und zog den Hof und die Stadt durch öffentliche Vorlesung sichrerer Nachrichten aus dem Irrthum, und bei Tische trank er auf die Gesundheit seines Bruders und Lehrers Friederich. Dieses gänz-

liche

liche Unvermögen, seine Gedanken bei sich zu behalten, eine am Hofe gefährliche Eigenschaft, gab der Kabale, die sich gegen ihn entspann, nur noch mehr Dreistigkeit und Haltung. Statt ihn in der Regierungskunst zu unterrichten, entfernte man ihn von allen Geschäften. Er hatte weder Zutritt zu den Rathsversammlungen, noch zu den Kollegien. Man schien sich Mühe zu geben, ihm entweder Langeweile, oder ihn auch zu allem untüchtig und ungeschikt zu machen. Seine einzige Zuflucht war, das adliche Cadettencorps zu besuchen. Diese Cadetten oft zu exerziren war seine einzige Beschäftigung, sein einziges Vergnügen. Die Kaiserin lies es ihm an Geld und andern nothwendigen Dingen fehlen, wodurch er genöthiget wurde, ganz neue Aemter an seinem Hofe in Hollstein zu schaffen, und dem ersten dem besten den Annenorden für baar Geld zu verkaufen.

Der Has oder die Gleichgültigkeit der Kaiserin gegen den Grosfürsten Peter wurde am Hofe nicht überall mit gleichem Auge angesehen. Eine von ihren Kammerfrauen, mit Namen Johanna, die schon unter Anna's Regierung wegen unvorsichtiger Reden verwiesen gewesen war, wagte es, mit ihr auf folgende Art zu reden: „Erlauben Ew. Majestät mir doch zu fragen, warum Sie dem Grosfürsten den Vortheil untersagen, den Berathschlagungen der Rathsversammlungen und Kollegien beizuwohnen? Was soll denn endlich aus ihm werden, wenn Sie ihm alle Beschäftigung versagen und ihn beständig sich selbst überlassen"? Elisabeth sahe sie aufgebracht an

und sagte: „Weißt du, wo Sibirien ist"? Johanna schwieg und entfernte sich mit dem Entschlusse, ihre Vorstellungen nicht zu wiederholen. Elisabeth exilirte sie auch nicht, und schikte ihr den andern Tag fünf Paar Kleider.

Da die wenigen Leute, die sich für den Grosfürsten interessirten und es gewagt hatten, seine Tante zu ersuchen, auf seine Erziehung mehr Sorgfalt zu wenden, und ihm einige anständige Beschäftigungen zu verschaffen, durch den geringen Erfolg ihrer Bemühungen abgeschrekt waren, so suchte derselbe die ihm übrige Zeit mit allerlei Arten von Vergnügungen zuzubringen. Er ward Spieler; er nahm einen Violinisten an; er rauchte Tobak und erfand tausend andere Zeitvertreibe, um sich der Langenweile zu erwehren. Freilich begieng er zuweilen große Fehler, weil er immer dem Rathe junger Leute, der Mitgenossen seiner Vergnügungen folgte, und verständige Leute nur dann fragte, wenn es zu spät war, ihrem Rathe zu folgen; aber dieses Betragen ist mehr ein Vorwurf gegen Elisabeth, oder vielmehr gegen die elende Kabale gegen den Grosfürsten, als ein Fehler von ihm.

Die elenden Einkünfte, die man ihm bestimmt hatte, machten ihn geizig. Ausser der freien Tafel und Equipage hatte er nur 50000 Rubel einzunehmen. Als er erst nach Rusland kam, erhielt er an seinem Geburtstage und Namenstage Geschenke, die sich auf ungefähr 5000 Rubel belaufen mochten. Diese Geschenke wurden in der Folge eingezogen und die Kosten seiner Tafel so sehr eingeschränkt, daß ungeachtet der Sparsamkeit, womit der Oberhofmar-

schall

schall von Sievers sie zu ersetzen suchte, der Grosfürst und seine Gäste oft kaum ihren Appetit stillen konnten. Diese Knauserei, die unwürdige Zurükgezogenheit, der man ihn überlies, die Spionen und die treulosen Klätschereien eines Theiles der Hofleute, die Rathschläge seiner jungen und unbesonnenen Freunde, kurz, alles trug dazu bei, ihm die Gegenwart seiner Tante unerträglich zu machen. Aus Verzweifelung verfiel er in tausenderlei Ausschweifungen. Endlich ergab er sich wirklich dem Trunke. Diese üble Gewohnheit war für die russische Nation eine traurige Vorbedeutung der künftigen Regierung Peter Feodorowitsch.

Die Verfolgung, die er von seiner Tante erdulden mußte, blieb nicht ungestraft. Man hatte der Kaiserin das größte Mistrauen gegen den Grosfürsten eingeflößt. Seine Sitten, die sich zusehends verschlimmerten, liessen befürchten, er möchte sie vom Throne stürzen. Vielleicht war auch ihr Betragen gegen ihren Neffen eben so sehr, als sein Betragen gegen sie, die Quelle dieser Furcht. Wie dem nun auch sei, so wagte Elisabeth nicht mehr, sich den Reizen des Schlafs bei Nacht zu überlassen; sie kehrte die Ordnung der Tage und der Nächte um, zu nicht geringer Beschwerde der Einwohner von Petersburg. Um bei Tage, wenn sie schlief, alles Geräusch von ihrem Pallaste zu entfernen, war die grüne Brükke für alle Wagen gesperrt, die deswegen einen Umweg von mehr als zwei Wersten machen mußten. Wenn die Schildwache nicht bei guter Laune war, so trieb sie die Drumdreistigkeit so weit, daß sie sogar den Fusgängern den Weg über die Brükke ver-

versperrte. Die Schauspiele und Opern fiengen erst gegen das Ende des Tages, oft ziemlich tief in die Nacht hinein, an. Diese sonderbare Lebensart der Kaiserin verbreitete nothwendiger Weise eine Langsamkeit über die Verwaltung der Geschäfte, untergrub in der Länge ihre Gesundheit, und flößte ihr Has gegen das Leben und die Krone ein. „Fluch über den, rief sie, mehr als einmal aus, der zuerst die Mittel erfand, einen Herrscher zu stürzen, um einen andern an seine Stelle zu setzen“!

Dieses grausame Mistrauen, welches man der Kaiserin gegen ihren Neffen eingeflößt hatte, und welches verschiedene Jahre dauerte, hatte dennoch nicht den Erfolg, den die Urheber sich davon versprochen hatten. Die Kaiserin nahm die Einrichtungen, die sie wegen der Krone zum Besten ihres Neffen gemacht hatte, nicht zurük, und der Rädelsführer dieses abscheulichen Komplots, Bestuscheff, mußte dafür büssen. Er wurde nach einem von seinin Gütern verwiesen, damit, wie es in dem kaiserlichen Befehle heißt, er, der in Verbrechen grau geworden war, seine Bösartigkeit nicht mehr gebrauchen möge, Menschen zu schadden und zu bestechen. Er reisete mit seiner Gattin nach dem Flekken Goretowo ab, welcher 130 Werste von Moskau entfernt liegt. In dieser Verbannung beschäftigte er sich damit, Stellen aus der Bibel auszuziehen. Als er hernach zurük berufen wurde, lies er sie 1763 zu Moskau drukken und fügte noch einige Gebetformeln und eine Vorrede von dem Archimandriten und nachmaligem Bischofe zu Twer, Gabriel hinzu. Das Ganze macht 13

Bo-

Bogen in klein Quarto aus und ist ins Französische, Deutsche uud Schwedische übersezt. Der Titel heißt: Auserlesene Stellen aus der heiligen Schrift gesammlet zum Trost eines jeden Christen, der unschuldig leidet. Als die jezige Kaiserin den Thron bestieg, ward er wieder zurük berufen und mußte auch wieder zurückgerufen werden, denn er war ja unschuldig. Die Leser mögen urtheilen.

Nach der Schlacht bei Grosjägerndorf, worin die Russen einen entscheidenden Sieg über den König von Preussen erfochten, erstaunte man, daß sie das Königreich Preussen verliessen, statt den überwundenen Feind zu verfolgen. Die Sache aber hieng so zusammen. Elisabeth war damals zu Zarkoje-Zelo so sehr krank, daß man ihr Ende nahe glaubte. Bestuscheff aufmerksam auf die Ausführung seines Plans, den ihm der Has gegen Peter eingegeben hatte, (diesen nemlich von der Regierung zu entfernen und die Grosfürstin jezt Katharina II. zur Regentin zu machen) suchte die Unruhen des Krieges gegen die Preussen loszuwerden und alle seine Kräfte auf einem Punkte zu vereinigen, und hatte deswegen einen Brief an seinen Freund den Feldmarschall Apraxin geschrieben und ihm befohlen, sich schleunig nach den russischen Grenzen zurükzuziehen. Apraxin gehorchte. Aber Elisabeth wurde wieder besser und wunderte sich nicht wenig, als sie sich nach ihrer Armee in Preussen erkundigte, daß dieselbe in Rusland stünde. Sie verlangte die Gründe dieses unbegreiflichen Rükzuges zu wissen. Apraxin mußte also den vom Groskanzler aus eigner Bewegung geschriebenen Brief herausgeben. Nun verlies

diesen sein an Entschuldigungen und Ausflüchten so fruchtbarer Geist. Auf der andern Seite trat auch der Kammerherr des Grosfürsten, von Brokdorf, angereizt von Bestuscheffs Feinden, und vorzüglich vom englischen Gesandten, hervor und klagte den Groskanzler förmlich bei der Kaiserin an: er habe durch die schändlichsten Mittel gesucht Peter von der Thronfolge auszuschliessen. Brokdorf wurde ansehnlich belohnt und Bestuscheff machte man den Prozes, der so ausfiel, wie wir oben erzält haben. Was man von seiner Schuld oder Unschuld dächte, sagte die Ukase der Kaiserin vom $\frac{3}{18}$ April 1759.

Elisabeth ꝛc. „Durch Unser Manifest vom Februar des vorigen Jahres ist das Publikum schon benachrichtigt, daß der ehemalige Groskanzler Bestuschff-Riumin verhaftet und aller seiner Bedienungen, Aemter und Würden entsezt ist, und zwar wegen Verbrechen, die nicht geringer sind als Verbrechen der beleidigten Majestät, und daß durch eine eigentlich dazu an unserm Hofe niedergesezte Commission sein Betragen untersucht worden. Die Hauptzüge seiner Treulosigkeit sind Uns lange bekannt gewesen, ehe Wir gegen unsere natürliche Güte und Gnade Uns haben zu dieser Strenge bewegen lassen, und die befohlne Untersuchung hat nicht so sehr die Entdekkung seiner unwürdigen Kunstgriffe, die von selbst laut geworden sind, zum Zwek, als den Wunsch, ihn zur Reue zu bringen und ihm Gelegenheit zu geben, unsere gewöhnliche Nachsicht durch ein aufrichtiges Geständnis zu bewegen und zugleich unserer Barmherzigkeit Gelegenheit zu verschaffen, ihm Gnade

zu erweisen, ohne Uns zu sehr von der Gerechtigkeit zu entfernen. Er hat recht wohl gewußt, daß Wir von ihm nur sein Geständnis verlangten. Dieses mußte ihm einleuchtend sein an dem Betragen gegen ihn, an der Art, wie man seinen Arrest milderte, indem man ihm sein eigenes Haus zum Gefängnis anwies statt des gewöhnlichen, wo die Missethäter verwahrt werden, und ihn im Besitz seiner Güter ließ".

— — — — —

„Aber nicht zufrieden während seines Ministeriums, der Gnade und Wohlthaten, womit wir ihn überhäuften, gemisbraucht zu haben, und ein Verräther an unserm Vertrauen und seinen Pflichten geworden zu sein, indem er während seiner ganzen Gefangenschaft, in seiner schwarzen Undankbarkeit verharrte: so hat er auch die Sanftmuth und Schonung, mit der man ihn grosmüthig behandelte, verachtet, und durch Fortsetzung seiner Ränke, seine Begnadigung, weder seiner Reue noch unserer Gnade, sondern denselben sträflichen Intriguen und abscheulichen Ränke, die ihm unsern Unwillen zugezogen hatten, verdanken wollen.„

„Vom Anfange des gerichtlichen Verfahrens gegen ihn, ward ihm verboten bei Todesstrafe, niemand das geringste zu entdekken. Dennoch hat er Mittel gefunden, die, von denen er voraussehen konnte, daß sie würden verhört werden, schriftlich zu benachrichtigen, und ihnen mehrmals und auf verschiedenen Wegen das mitzutheilen, was sie antworten sollten. Mit unüberwindlicher Hartnäkkigkeit hat er alles geleugnet, oder zu verhelen gesucht, und selbst dann, als er mit einem schreklichen

 Eide,

Eide, auf das hochheilige Sacrament, des Leibes und Blutes unsers Herrn, dreist behauptete, von nichts zu wissen, hat man Papiere von seiner eignen Hand gefunden, worinn er gewissen Personen rieth, so wie er zu leugnen, daß er sie in den Angelegenheiten, über die er verhört wurde, und falsch geschworen hatte, gebraucht habe. Man hat also zu seinen eignen Papieren und andern Beweisen, Zuflucht nehmen müssen. Man hat sie entdekt, und zwar so überweisend gefunden, daß ihm nichts übrig bleibt, als unsere Gnade anzuflehen. Durch die authentischsten Beweise ist er überwiesen:

1) „Daß er sich in verschiedene Geschäfte die ihn gar nicht angiengen, unserm höchsten Willen zuwieder gemischt, und alle, auch die unrechtesten Mittel angewendet habe, seine Macht und Ansehn zu vergrößern, nicht aus Eifer für das Beste unsers Reichs, sondern im Gegentheil zu desselben Nachtheil, und blos seinen Ehrgeiz und Eitelkeit zu befriedigen.“

2) „Er habe, wenn unsere ausdrüklichen und bestimmten Befehle, nicht mit seinen Leidenschaften und besondern Projekten übereinstimmten, nicht allein gesäumt sie auszuführen, sondern auch durch tausend Kunstgriffe, ihre Ausführung zu verhindern gesucht, selbst, wenn sie sehr nahe daran waren.“

3) „Er habe, mit Hintansetzung seiner Pflicht und Treue, Uns sorgfältig alles verborgen, wovon er wußte, daß es Unserm und des Reichs Interesse zuwider lief.“

4) „Nicht ohne den aufrichtigsten Schmerz, sehen wir Uns genöthigt, zu entdekken, wie dieser

Mi-

Minister vom unbändigsten Ehrgeize getrieben, um sich wichtig zu machen, ausserhalb des ihm angewiesenen Kreises von Geschäften, sich bemühet hat, Uns Mistrauen gegen unsern vielgeliebten Neffen und Thronerben den Grosfürsten, und unsere liebe Nichte die Grosfürstin einzuflössen, und durch welche gehässige Verläumdungen er gesucht, ihre, Uns schuldige Achtung und Liebe zu verweigern. Obgleich diese Intrkguen ohne Erfolg gewesen sind, so hat er demungeachtet, sein schändliches Projekt nicht eher fahren lassen, bis unsere erschöpfte Geduld ihn ausser Stand sezte, es auszuführen. Man hat ferner in seinen Papieren, den unwidersprechlichsten Beweis, so weit ausgedehnter, als verderblicher Complotte, seiner feindseligen Absichten gegen unser Persen und gewaltthätigen Plane gegen unsere Sicherheit gefunden.

„Es ist überflüssig, seine Verbrechen und deren verschiedene Arten weitläuftiger auseinanderzusetzen, weil Wir seine Strafe nicht nach seinem Verdienste, sondern nach den Antrieben unserer Gnade, denen Wir immer gerne folgen, abmessen wollen, und Uns begnügen, die durch seine Verbrechen erheischte Todesstrafe, wozu die Akten die Richter von selbst auffordern, in eine immerwährende Verbannung auf seine Güter unter sicherer Verwahrung zu verwandeln, damit er, der in Verbrechen grau geworden ist, seine Bösartigkeit nicht weiter Menschen zu schaden und zu verführen anwenden möge".

„Nachdem er mit so viel Undankbarkeit die Wohlthaten und Gnadenbezeugungen, womit Wir ihn überhäuft haben, erwiedert hat: so wäre sein Erbgut,

so wie alles, was er von unserer Freigebigkeit besizt, natürlicher Weise unserm Fiskus anheimgefallen. Jedoch ist es unser Wille, ihm das alles zu lassen, und nur das, was er Uns schuldig ist, für unsern Schaz zurükzufordern. Seiner Gattin und seinem Sohne erlauben Wir, ihm zu folgen und bei ihm zu bleiben, wenn sie sich nicht einen andern Aufenthalt gewählt haben".

Peter des dritten Witwe, die jeztregierende Kaiserin Katharina die zweite, war kaum auf den Thron gestiegen, so fertigte sie den Obersten Fürsten Wolchonsky, und den Gardelieutenant Kalischkin nach Berotowo ab, um Bestuscheff seine Zurükberufung an den Hof anzukündigen. Sie nahm ihn auf das leutseligste auf, sezte ihn in alle Aemter und Ehrenstellen, die er vorher bekleidet hatte wieder ein, und bestimmte ihm eine Pension von 20000 Rubeln. Diese Wohlthaten wurden noch erhoben durch eine Ukase, die wir um des Vergleichs mit der vorigen willen hiehersetzen:

„Katharina II. u. s. w. Schon der bloße Menschenverstand lehrt uns die hohe Verbindlichkeit der Menschen gegen Gott und unter einander, bei keiner Gelegenheit die Pflichten der Gerechtigkeit zu übertreten und vorzüglich Unglük und Unterdrükkung nicht auf dem Haupte Unschuldiger zu häufen.

„Schon vor unserer Gelangung auf den kaiserlichen Thron erkannten Wir die langen und ausgezeichneten Dienste, die der unglükliche und untadelhafte Graf Bestuscheff Riumin dem russischen Reiche geleistet hat. Das Urtheil, welches gegen ihn

ihn den 15 Februar 1758 publizirt ward, lies Uns argwöhnen, daß das Verbrechen, welches ihm eine so strenge Ahndung von unserer geliebten Tante, der Kaiserin Elisabeth Petrowna, zuzog, sehr schwer sein müsse. Aber das zweite Manifest, welches eine unbestimmte Darlegung der ihm angeschuldigten Verbrechen, deren keins genau angegeben war, enthielt, nöthigte Uns, unser Urtheil zurükzunehmen und zu vermuthen, daß der Unwille dieser menschenfreundlichen Fürstin und die Rache, der sie sich überlies, nur Frucht der Intrigue und Verläumdung wäre. Denn der Innhalt des zweiten Manifestes zeigte nicht einen Schuldigen, sondern einen zum Voraus verurtheilten Unterdrükten."

„Vermöge unserer natürlichen Menschenliebe haben Wir es für recht erkannt, die Strenge dieses Urtheils zu mildern, eher einem Schuldigen zu verzeihen, als die Dienste, die besagter Graf Bestuscheff dem Reiche so viele Jahre lang geleistet hat, zu vergessen, und (was noch tadelnswürdiger wäre) ihn seine Tage in einer schimpflichen Verbannung beschliessen zu lassen. Sobald daher die Vorsehung Uns das Szepter in die Hand gab, haben Wir den Antrieben unsers Gefühls und der Stimme der Gerechtigkeit folgend, diesen alten und treuen Diener unsers Reichs aus seinem Exil zurükberufen. Aber überzeugt von unserer Liebe zur Gerechtigkeit, hat er, als er vor Uns erschien, unterthänigst um die Erlaubnis gebeten, seine Unschuld vor Uns darthun zu dürfen; eine Erlaubnis, die Wir ihm gerne zugestanden haben; und durch die Auseinandersetzung der Ränke und schreklichen Verläumdungen, welche sein Un-

Unglük befördert haben, und die Uns nur zu wahr und klärer als das Licht des Tages scheinen, hat er unser Mitleiden erregt. Zugleich aber haben Wir das süsse Vergnügen empfunden, zu sehen, daß die Freiheit, die Wir ihm ertheilten, sich vollkommen mit der Liebe zur Ordnung und Gerechtigkeit, womit Wir unsre Regierung angetreten haben, vereinbarte".

„Sein Beispiel hat Uns fest überzeugt, daß je schwerer die Anklage ist, desto schwerer müsse auch die Untersuchung sein, weil ohne diese Vorsicht ein Unschuldiger kann verurtheilt werden. Obgleich unsere geliebte Tante die Kaiserin Elisabeth nach unserer und der ganzen Welt Einsicht, viel Verstand und Scharfsinn mit einer unerschöpflichen Nachsicht und Billigkeit verband: so hat dennoch, weil niemand unfehlbar ist, und ausser Gott niemand die Gedanken der Menschen ergründet, die Sache des Grafen Bestuscheff, da Unsere geliebte Tante irre geführt war, die ungünstigste Wendung für seine Ehre uud für alles, was ihm angehörte, genommen, und die Folgen, welche sie ihren Ideen von Gerechtigkeit so entsprechend hielt, waren, ohne daß sie es wußte, ihrer Denkungsart und wahrem Charakter zuwider".

„Aus diesen Gründen, und weil wir ihren Namen und ihren Tugenden, durch welche sie regierte, retten und beweisen wollen, wie sehr wir ihr ergeben waren, und wie hoch wir ihr Andenken ehren; weil wir pünktlich eine allgemeine Christenpflicht, die besonders einer Landesmutter anständig ist, erfüllen wollen: so haben wir uns verbunden geglaubt, feierlich erklären zu müssen, daß besagter Graf Be-

stuscheff-Riumin im höchsten Grade, das Vertrauen unserer höchstseligen Tante verdiente, daß er gleichfalls unsere besondere Gnade verdient, die wir ihm durch dieses gegenwärtige Manifest verleihen, und ihn wieder einsetzen in die Würden und Aemter eines Generalfeldmarschall u. s. w. Wir erwarten von unsern getreuen Unterthanen, daß in Betracht der vielen, so viele Jahre dem Staate, durch besagten Grafen geleisteten Dienste aller Art, sie die Ehrfurcht und Achtung gegen ihn haben werden, deren er sich so würdig gemacht hat. Wir befehlen ihnen allergnädigst, weder ihm noch seiner Familie einen Vorwurf, über das Unglük, welches er erfahren hat, und wovon ihm nur mit Unrecht die Schuld beigemessen werden kann, zu machen, und zwar bei Strafe unserer kaiserlichen Ungnade. Gegeben zu St. Petersburg, den 15 Aug 1762.

Das Original war von der Kaiserin eigenhändig unterzeichnet.

Durch Bestuscheffs Verbannung war des Grosfürsten Lage sehr wenig verändert. Die Uebelgesinnten, die Schmeichler und anderes Hofungeziefer wimmelte um ihn her. Durch Bestuscheffs Entfernung ward der Hydra nur ein Kopf abgeschlagen.

Elisabeth, die von ihrem Groskanzler geleitet wurde, hatte einen Abscheu gegen alles was Preussisch hies. Einst entfernte sie sich plözlich aus

einem Garten, in den sie eben erst hineintrat, blos, weil sie den preussischen Gesandten gewahr ward.

Der Krieg gegen Preussen, in welchem die russischen Waffen mit Ruhm bedekt wurden, brachte Rusland seinem Verderben sehr nahe. Es war gleichsam weder unter den Großen noch im Volke eine einzige Familie, die nicht den Verlust eines der Ihrigen beweinte. Der Hof wagte es, aus Furcht vor einem Aufstande nicht, die Armee zu rekrutiren. Ausser den 70000 Mann, die im Jahre 1755 ausgehoben waren, hatte man im folgenden Jahre beträchtlich geworben, und während des Krieges hob man noch 24000 Mann aus. Die Schlachten, Krankheiten und andere Zufälle im Felde, rafften zwischen 3 u. 400,000 weg. Hiezu kommt noch der unersezliche Verlust von 30 Millionen Rubel, die im Auslande verthan wurden.

Dieser unglükliche Krieg hat das Ende der Kaiserin beschleunigt, die sonst eine starke Gesundheit hatte. Verdrus und Gewissensbisse über so viel vergeblich vergossenes Blut, untergruben ihre Gesundheit und vermehrten die epileptischen Zufälle, denen sie unterworfen war, und die sie sich durch Luxus, Weichlichkeit, Ausschweifungen und ihren zügellosen Hang zu Vergnügungen zugezogen hatten. Ihr Has gegen die Preussen, hatten ihr den Has des Hofes und des Volks zugezogen. Um sich gegen die Gährung, die sie täglich größer werden sah, sicher zu setzen, verfiel sie auf die geheime Kanzelei, wovon schon die Rede gewesen ist, und wo die De-

la-

latoren sehr gute Aufnahme fanden. Der für den größten Schurken bekannte, konnte hier den ehrlichsten Mann ungestraft verrathen. Ungestraft! doch, das ist zu wenig gesagt, denn einige Hiebe mit der Knute die jener sich gefallen lies, waren ein hinlänglicher Beweis gegen den Angeklagten, der strenge bestraft wurde. Der Name des Königs von Preussen, das unbedeutendste Wort über die Zeitläufte, waren unverzeihliche Verbrechen. Die Gefängnisse konnten damals die Angeklagten kaum fassen. Die Gouverneurs an den Gränzen, junge Leute in Liefland, die an nichts als ihre Vergnügungen gedacht hatten, wurden vor diese schrekliche Kanzlei gezogen, verhaftet, gemishandelt, verbannt u. s. w. *. Dieses schrekliche Tribunal, dem die heilige Hermandad kaum gleich kommt, währete bis an Elisabeths Tod.

Als dieser erfolgte, bestieg der Grosfürst Peter Feodorowitsch unter dem Namen Peter III. den Thron. Beinahe wäre er von demselben ausgeschlossen. Bestuscheffs zahlreiche Handlänger bestürmten die sterbende Kaiserin und hörten nicht auf, ihren Neffen zu verläumden und in sie zu dringen, die Ernennung dieses „unwürdigen„ Nachfolgers zurükzunehmen. Lange war sie unentschlossen; vielleicht hätte sie den Vorstellungen nachgegeben,

* Man mußte damals sich hüten, nur das deutsche Wort Krieg auszusprechen. So ein verworfener Spion verstand oft nur dies einzige deutsche Wort, worauf er eine Anklage eines Unschuldigen gründete, der eingezogen und verbannt wurde, die Knute bekam u. s. w. ohne zu wissen warum. Dies hab' ich von einem Augenzeugen, der damals in Rusland war. A. d. U.

ben, wenn dieselben nicht durch die entgegengesezten Bemühungen der Freunde des Grosfürsten, unter andern des englischen und preussischen Gesandten, die ihr in diesen mislichen Umständen mit weisem Rath an die Hand giengen, geschwächt worden wären. Der Erzbischoff Nowogrod, Setschain, begab sich zum Grosfürsten und sagte: „Ew. kaiserlichen Hoheit Tante ist im Begriffe zu sterben; ich rathe Ihnen, zu ihr zu gehen und ihr Zimmer nicht zu verlassen, wenn Sie der Thronfolge sicher sein und den boshaften Eingebungen ihrer Feinde zuvorkommen wollen". Diesen Rath folgte Peter. Gerührt von den heftigen Schmerzen, die er seine Tante leiden sah, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Dieses bewürkte in dem Herzen der Kaiserin eine gänzliche Veränderung zu seinem Vortheile und vernichtete die Wirkung der Ränke der Verschwornen. Er verlies das Bette der Sterbenden auch nicht bis zu ihrem lezten Athemzuge.

Kurz vor dem Tode der Kaiserin hatte man noch eine andere Batterie gegen den Grosfürsten errichtet. Da man befürchten mußte, daß er nach seinem Regierungsantritte Dännemark den Krieg ankündigte, um sein Haus wegen der vom dänischen Hofe erlittenen Ungerechtigkeiten zu rächen; so hatte man die Kaiserin dahin vermocht, dem Grosfürsten einen Tausch von Holstein oder eine Entschädigung für eine gewisse Summe Geldes vorzuschlagen. Die Akte hatte der Kanzler Woronzoff aufgesezt und las sie dem Kaiser gleich nach seiner Gelangung zum Throne vor, wobei er die möglichste Beredsamkeit anwendete, um ihm dieses Projekt an-

nehm-

nehmlich zu machen. Peter, der über das Betragen des Hofes zu Kopenhagen viel zu empfindlich war, als daß er in einen Vergleich hätte einwilligen sollen, den derselbe sehnlichst wünschte, und der ihn wegen seiner Eingriffe für die Zukunft beruhigte, hörte gelassen zu, ohne ein Wort zu antworten. Als der Kanzler ausperorirt hatte, rief er seinen Kammerherrn Brokdorff, der neben an in einem Zimmer war, und sagte zu ihm, indem er aus allen Kräften lachte: Was meinen Sie dazu? Man verlangt, ich soll mein Herzogthum Holstein aufgeben. Untersuchen und prüfen Sie die Sache, und gieng weg.

Das erste, was Peter III. als Kaiser sich angelegen sein lies, war, alle Personen, die unter der vorigen Regierung verhaftet waren, zu befreien. Alle gefangenen Preussen waren ins Gefängnis gesezt. Der Angesehenste unter ihnen, der Generallieutenant von Hordt, wurde auf Befehl der Kaiserin Elisabeth sehr hart behandelt. Dadurch wollte sie den Tod eines russischen Lieutenants rächen, den der König von Preussen bei folgender Gelegenheit hatte rädern lassin. Nach der Schlacht bei Zorndorf waren die russischen Gefangenen, Offiziere und Soldaten in Küstrin eingesperrt. Ihre Zahl war dreifach so gros als die Besatzung. Sie versuchten einen Aufstand. Der König, der beizeiten davon benachrichtigt wurde, rief einen Kriegsrath zusammen, in welchem die Sache untersucht wurde. Die Richter entdekten, daß jener Lieu-

tenant der Rädelsführer des Aufstandes war, und man statuirte an ihm ein Exempel, um den übrigen Gefangenen Furcht einzujagen. Nun gerieth Elisabeth in Verlegenheit. Sie hatte einen Eid gethan, niemanden am Leben strafen zu lassen. Dieser Eid brachte ihr zartes Gewissen und ihren sehr rachsüchtigen Geist sehr in die Klemme. Endlich faud sie das Mittel aus, ihre Genugthuung und ihre Religion mit einander auszugleichen, indem sie den Grafen von Hordt auf russisch, d. h. hundertmal ärger behandelte, als wenn sie ihm das Leben genommen hätte.

Von Hordt wurde, als er vor Peter III. und dessen Gemahlin geführt wurde, so liebreich, als nur möglich, aufgenommen. „Es ist mir sehr angenehm, sagte der Fürst zu ihm, die Ausübung meiner oberherrlichen Gewalt mit einer Handlung der Gerechtigkeit zu eröfnen, und dem Könige ihrem Herrn meine Denkungsart und meine aufrichtige Freundschaft gegen ihn zu zeigen". Er befragte ihn über die Art, wie man ihn im Gefängnisse behandelt hätte und wollte die kleinsten Umstände wissen. Nicht ohne Beklemmung des Herzens erfuhr er, daß dieser Offizier beständig zwischen vier Mauren eingeschlossen gewesen war, ohne weder die Erlaubnis erhalten zu können, einen Augenblik herauszugehen, noch sich Bücher zu kaufen. Bei diesen lezten Worten rief Katharina, die immer eine große Freundin der Lektüre war, mit Bedauren aus: Ach das ist barbarisch! und der Kaiser bat beim Abschiede den Gefangenen, der nun

seit

sein Gast geworden war, alles Vorgefallene zu vergessen.

Peter III. wendete allen Fleis an, um Handlung, Künste und Wissenschaften in seinen Staaten blühend zu machen. Er besuchte persönlich die Kollegien, war bei den Berathschlagungen gegenwärtig und munterte die Mitglieder auf, mit Eifer ihre Pflichten zu erfüllen und an ihrem Theile zum allgemeinen Besten des Reichs beizutragen. Er nahm Bittschriften von Jedermann an, eine Popularität, die keiner seiner Vorgänger gezeigt hatte; und wie so viele andere Dinge ein Beweis von seinem vortreflichen Herzen ist, welches sich nur mit der Wohlfahrt seiner Unterthanen beschäftigte.

Die Güte seines Herzens zeigte sich besonders in der ersten Audienz die er der Gräfin Lestocq gab, nachdem er sie aus ihrer Verbannung zurükberufen hatte. „Ew. Majestät, sagte die Gräfin zu ihm, sind noch immer der menschenfreundliche und liebenswürdige Fürst, wie sonst; aber ich fürchte ihre Gnade gehet zu weit. Denn an ihrer Stelle würde ich eine große Anzahl von Menschen die es mit Recht verdienen, gestraft haben: ich würde manche sogar das Schaffot haben besteigen lassen.“ „Ach Madame, antwortete er ihr, schonen sie die armen Teufel doch. Bin ich nicht alles was ich wünschen kann, Kaiser aller Reussen? Lassen sie sie leben.“ Man verwies hernach der Madame Lestocq, als sie den Kaiser verlies, diese Worte sehr und gab ihr die Weisung, demselben die üble Begegnung, die er unter der vorigen Regierung erduldet, und nun von selbst vergessen hatte, nicht wieder ins Gedächtnis zurükzurufen.

Als er nur noch Grosfürst war, schikte er dem Grafen Rasumoffsky, einem der angesehensten Herrn am Hofe an dessen Namenstage ein Beil auf einem rothen atlassenen Küssen, um ihm sein Schiksal, welches ihn erwartete, wenn er einmal auf den Thron gestiegen wäre, anzudeuten. Als Kaiser aber war er weit entfernt an Rache wegen der Beleidigungen des Grafen zu denken, sondern dieser nahm Theil an der Liebe, die Peter zu allen seinen Unterthanen hatte.

Der Oberjägermeister Alexis Gregoriewitsch Rasumoffsky, Günstling der vorigen Kaiserin, war sehr in Ungewisheit über die Maasregeln des neuen Regenten gegen ihn. Er stellete sich krank. Da der Kaiser einst dessen Bruder bei der Tafel gewahr ward, so fragte er ihn, was er mache. Dieser antwortete, sein Bruder befände sich nicht wohl und müsse das Zimmer hüten. Hierauf drehete sich der Kaiser um und befahl einem seiner Bedienten, er solle sich nach dem Befinden des Oberjägermeisters erkundigen. Der Bediente kam einige Minuten darauf wieder, (denn Rasumoffsky bewohnte noch immer die Zimmer, die ihm die Kaiserin Elisabeth im kaiserlichen Pallaste eingeräumt hatte) und berichtete: der Oberjägermeister werfe sich seiner Majestät zu Füßen, danke unterthänigst für die Gnade und hoffe in wenigen Tagen im Stande zu sein, ausgehen zu können. Zu diesem Berichte sezte der Bediente offenherzig hinzu, dieses Gewerbe habe ihm tausend Rubel eingebracht. So ausschweifend ist die Freude und die Freigebigkeit eines Höflings, wenn er von der Furcht vor der Ungnade befreiet

ist.

ist. Der Kaiser und die ganze Gesellschaft mußten über die tausend Rubel lachen.

Die Art, wie Peter III. den König Friedrich II. bewunderte, gränzte an Anbetung; seine Anhänglichkeit an diesen Monarchen war grenzenlos. Alles was er von ihm sah, und reden hörte, entzükte ihn. Einmal überschikte ihm Friedrich eine preussische Uniform, die so prächtig als geschmakvoll war; er besah die Uniform, zeigte sie seinen Hofleuten, und sagte zu seinem Kammerdiener: „schlies sie mir sorgsam weg. Noch habe ich nichts gethan, weswegen ich wehrt wäre sie zu tragen. Wenn ich mich im Kriege ausgezeichnet habe, so sollst du sie mir wiedergeben, dann will ich sie meinem Bruder zu Ehren tragen.“

Nach der Revolution, die ihm die Krone und das Leben raubte, kam diese Uniform in die Garderobe des Fürsten Gregoriewitsch Orloff, der einen preussischen Hufschmidt in seinem Dienste hatte, wovon er viel hielt. Dieser Hufschmidt wurde einmal zu dem Fürsten gerufen, und kam grade in dem Augenblikke, da die Bedienten sich mit dieser Uniform belustigten, sie einer um den andern anzogen, und ihren Spott damit trieben. Der Schmidt, welcher sich über diesen Scherz ärgerte, bat sie, Achtung für ein Kleid zu haben, welches ihm ein theures Andenken zurükrief. Da aber jene sich nicht daran kehrten und ihre Possen forttrieben, so drohete er ihnen, sie bei ihrem Herrn zu verklagen. Da endlich ihre Unverschämtheit kein Ende hatte, so

so ward er aufgebracht, gab dem einem eine Maulschelle und gieng weg, indem er sagte, er werde bald wiederkommen und sie bei dem Fürsten, wegen ihres schändlichen Betragens verklagen. (Orloff nemlich war nicht zu Hause) Als der Fürst wieder zu Hause kam, ward er von seinen Bedienten bestürmt, die ihm einen so falschen Bericht von der Sache machten, daß er ihnen Genugthuung versprach. Wirklich bekam der Hufschmidt hernach, statt einer Genugthuung, einen harten Verweis. Orloff wollte seine Vertheidigung nicht einmal anhören, sondern schikte ihn nach Sibirien.

Der Mensch, welcher sich, ehe er in die Dienste des Fürsten trat, eine hübsche Summe Geldes verdient hatte, nüzte dasselbe einige Jahre nachher sehr gut, und entfloh aus dieser wilden Gegend auf eine ganz sonderbare Weise. In der Gegend wo er wohnte, sah er oft Fische vorbeifahren, die gros genug waren, um eiuen Menschen zu verbergen. Er verabredete sich mit einem Verkäufer von Lebensmitteln, that demselben einen Vorschlag der angenommen wurde und folgte ihm. Er machte seinen Weg zu Fus; aber ehe sie in einer Wohnung einkehrten, verkroch er sich in den Bauch eines Fisches*, und kam auf diese Weise glüklich nach Petersburg, für funfzig Rubel, die er seinem Führer geben mußte, In Petersburg lief er sogleich nach dem Hause des preussischen Ministers, Grafen von Solms, dem er sein Schiksal erzählte. Kurz darnach schikte ihn

* Der Fisch heißt Beluga, wird in der Volga gefangen, und ist besser von Geschmack als der Stör. Von ihm kommt der bekannte Kaviar.

ihn dieser als Courier in sein Vaterland, wo er jezt ganz ruhig lebt, ohne daß ihm, wie ich glaube, die Lust ankommt, wieder nach Rusland zu gehen.

Von dem guten Verstande Peter III. zeugt die Gelehrigkeit, mit welcher er den Rath derjenigen annahm, die sein Vertrauen gewonnen hatten. Er lies sogar eine gewisse Freude blikken, wenn man ihn auf seine Irrthümer aufmerksam machte. Bei Geschäften von noch so geringer Bedeutung, oder wobei er auch nur einige Schwierigkeiten vermuthete, sezte er sogleich eine kleine Kommission nieder, mit welcher er sie überlegte. Nie sahe man ihn auf seiner Meinung bestehen. Nie bemerkte man, daß diejenigen, über welche er die größte Ursache sich zu beklagen hatte, weniger Einflus bei den Berathschlagungen gehabt hätten als seine Günstlinge. Er belohnete gern geleistete Dienste. Alle diese, bei den Menschen überhaupt, noch mehr aber bei den Fürsten seltene Eigenschaften, machten ihn zum Abgott seines Volks, welches sich für glüklich hielt, wenn es die Regierung der Kaiserin Elisabeth mit der seinigen verglich. Eben dieses Volk hofte, in der Folge den höchsten Gipfel des Glüks zu erreichen: so gros war der Enthusiasmus, welchen die vielfältigen Handlungen der Gerechtigkeit und Menschenliebe, in den ersten Tagen dieser Regierung erwekten.

Der einzige Fehler, den man diesem Fürsten vorwerfen kann, ist seine zu große Anhänglichkeit an Elisabeth Romanowna, Gräfin von Wo-

ronzoff. Am mehrsten zu bewundern war, daß er sich in dieses Frauenzimmer hatte verlieben können, da sie weder schön noch artig, sondern blatternarbig war, weder Verstand noch Lebensart, und überdies einen bösen Charakter hatte. Man sagt, daß sie mit ihm verschiedentlich Zwist hatte, wobei sie so aufgebracht wurde, daß sie ihn schlug. Die verstorbne Kaiserin hatte ihr im Scherz den Namen Madame de Pompadour gegeben, und die Hofschranzen, getreuer Nachhall dessen, was vom Thron schallt, nannten sie nicht anders als Madame de Pompadour. Sie hatte zwei Schwestern. Die Aelteste, an den Grafen Butterlin verheirathet, übertraf die Andern an Schönheit; der Zweiten, Fürstin Daschkoff, Ehrendame der jetzigen Kaiserin, Ritterin des Katharinenordens, und Präsidentin der Akademie der Wissenschaften, fehlte es nicht an Geist und noch weniger an Eigenliebe.

Der Gemahl dieser leztern, wurde von Peter III. zum Gesandten an die Pforte ernannt, bei einer Gelegenheit wo der Kaiser, welcher den Frieden liebte, einen nahen Bruch mit diesem Hofe befürchtete. Der Fürst Daschkoff wurde also erwählt, das gute Vernehmen zwischen beiden Reichen zu erhalten. Er nahm bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten die gehörigen Instructionen, und machte seinem Herrn, noch vor der Abreise, seine Aufwartung. Jedermann glaubte, er werde den Weg nach Konstantinopel nehmen; aber die Urheber des schändlichen Komplots, welches sich damals schon gegen den Kaiser entspann, wußten ihn zu überreden, daß er auf seine Güter reisete, wo er

sich verborgen hielt bis zu der unglüklichen Revolution, welche die Krone auf das Haupt der jetzigen Kaiserin brachte. Hernach kam er wieder nach der Hauptstadt, nicht anders, als wenn er von Konstantinopel käme, und übergab seine Instructionen und Depeschen ans Departement der auswärtigen Angelegenheiten.

Wenn man Peter III. seine wenige Zuneigung zu seiner Gemahlin vorwerfen kann, so mus man ihm doch wenigstens zugestehen, daß er sie öffentlich mit Achtung und Aufmerksamkeit behandelte, so wie diese Prinzessin allen Schein der Anständigkeit und Ergebenheit gegen ihn beobachtete.

Von der Aufmerksamkeit Peters gegen seine Gemahlin enzählt man folgenden Zug. Nach einem beträchtlichem Brande, der sogar einen Theil der französisch-reformirten Kirche verzehrte, gieng er in Katharinens Zimmer, in welchem er, wie man sagt, seit mehrern Jahren nicht gewesen war, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und zu fragen, ob der Schrek über den Brand ihr auch Schaden gethan habe. — Man erzählt auch zwei grobe Beleidigungen, die er ihr anthat und zwar an einem und demselbeu Tage, als die Feierlichkeiten wegen des Friedens begangen wurden. Es ist aber zu vermuthen, daß er dabei gar die Absicht nicht hatte, seine Gemahlin zu beleidigen. Indem er während des Feuerwerks bei ihr sas, sah' er seine Mätresse vorbeigehen und rief ihr. Katharina verbarg ihren Verdrus hierüber unter einer gleichgültigen Miene

und überlies der Frau von Woronzoff die Ehrenstelle. Während des Gastmahls brachte man die Gesundheit des Prinzen Georg von Holstein aus. Aus Achtung für den Fürsten, dessen Gesundheit man trank, mußten alle Gäste aufstehen: als die Reihe an die Kaiserin kam, weigerte sie sich dessen, unter dem Vorwande, sie habe einen schlimmen Fus. In der ersten Hitze sties der Kaiser ein Schimpfwort gegen sie aus, welches zu grob ist, als daß man es anführen könnte. Mit Thränen in den Augen kehrte sich die Kaiserin zu ihrem Kammerherrn, Grafen von Stroganoff, und hatte eine lange Unterredung mit ihm, worauf Stroganoff aber eingezogen wurde. Dieser lezte Zug, der vielleicht andere Ursachen haben konnte, machte jedoch dem Kaiser nicht viel Ehre.

Unter den 17000 Personen, die bei der Thronbesteigung Peter III. wieder in den Schoos ihrer Familien zurükgerufen wurden, bemerkte man besonders den alten Herzog Regenten Biron, der von seiner ganzen Familie begleitet erschien, um dem Kaiser für seine Gnade gegen ihn zu danken. Dieser nahm ihn auf das liebreichste auf, versicherte ihn, er habe das Vorgefallene vergessen, gab ihm den Andreasorden wieder, und anerkannte ihn zu Birons und Jedermanns grossem Erstaunen, als Herzog von Kurland.

Dieses war ein Donnerschlag für den Herzog Karl, der eben, als diese Nachricht anlangte, den Adel zu Mietau versammlet hatte. Seine Bestürzung wurde noch größer, als er den Adel sich ent-

entfernen sah. Er ergrif alle nöthigen Maasregeln, um den Streich abzuwehren. Er fertigte den Generalmajor de la Chinal nach Petersburg ab, sowohl um dem Kaiser Glük zu wünschen, als um demselben Vorstellungen über sein Verfahren zu machen. Der Adel seiner Seits, fertigte ebenfalls Deputirte ab. Beide wurden zu einer ersten Audienz, ihren Glükwunsch zu überbringen, zugelassen. Als aber de la Chinal eine zweite verlangte, um von den Angelegenheiten seines Herrn zu reden, erhielt er eine abschlägige Antwort. Nur den Deputirten des Adels gestattete man eine zweite, und versprach ihnen die Erhaltung ihrer Privilegien, und der politischen Verfassung von Kurland, unter der Bedingung, Biron als ihren Oberherrn anzuerkennen. So standen die Sachen in dieser Gegend bei dem Tode Peter III.

Seit seiner Gelangung zum Throne d. 25 Dez. 1761 bis zu den Feierlichkeiten, welche sein Geburtstag (10 Febr. 1762) verursachte, und sein trauriges Schiksal entschieden, kann man behaupten, daß er sich gegen alle seine Unterthanen, wie ein zärtlicher Vater im Zirkel seiner Familie betrug. Diese für die Russen nur zu kurze Regierung ist ein Muster der Staatsverwaltung.

Einige Tage vor diesen Feierlichkeiten überredeten ihn die Großen, welche an die Urheber des schreklichen Komplots verkauft waren, und demungeachtet die größte Ergebenheit gegen einen Fürsten heuchelten, dessen Ermordung sie im Schilde führten, daß die Lustbarkeiten mit wenigern Kosten zu Czaarskojezelo angestellt werden könnten. So

lies

lies sich der Fürst aus der Hauptstadt entfernen. Dies erwarteten eben die Verschwornen, und dadurch erleichterte er ihnen selbst die Ausführung ihres schwarzen Vorhabens. Ueber Tafel munterten sie ihn unaufhörlich auf, zu trinken, und erdachten neue Gesundheiten, um Gelegenheiten zu haben, diese Bacchusopfer zu wiederholen. Daraus entstand ein Bacchanal von der niedrigsten Art, und Peter der allmählig in seine alte Neigung zum Trunke verfiel, verwikkelte sich selbst in die Netze seiner Feinde.

Bei dieser Geburtstagsfeier des Kaisers, welche acht Tage dauerte, machte man einen prachtvollen Aufwand. Die Kaiserin hatte, um sich bei ihrem Gemahl beliebt zu machen, am Morgen des ersten Tages, die Gräfin Woronzoff, welche schon den Titel einer dame du palais führte, mit dem Katharinenorden beehrt. Denselben Tag wurde sie unpäslich, und blieb die ganzen acht Tage auf ihrem Zimmer. Dieses unglükliche Fest, welches mit einer Messe und einem Te Deum unter Abfeurung der Kanonen anfieng, endigte sich mit einer der schreklichsten Frevelthaten.

Hätte der Kaiser die Garden nicht seinem Oheim, dem Prinzen Georg von Holstein (der sie auf preussisch exerzirte, woran sich der vornehme Adel gar nicht gewöhnen wollte) anvertraut; hätte er die Staatsangelegenheiten Biron, dem man zwar ein übermüthiges Wesen vorwerfen, aber grosse Talente zur Staatsverwaltung nicht absprechen konnte, übergeben; hätte er damals, als er den Dänen den Krieg erklären, und dem Könige von Preussen beistehen wollte, den Feldmarschall Münnich an die Spitze

sei-

seiner Armee gestellt: so hätten die russischen Angelegenheiten gewis eine andere Wendung genommen, und Peter III. . . . . . regierte vielleicht noch.

Weber, hannöverscher Gesandter am russischen Hofe, war gerade damals in Petersburg, als zwischen England und Rusland ein Misverständnis entstand. Der Graf Andreas Artemonowitsch Mattweeff, russischer Gesandter zu London, war daselbst (1708) Schulden halber auf der Straße arretirt, nachdem er seine Abschiedsaudienz gehabt hatte. Weber, der diesen Auftritt erfuhr, und aus vielen andern Umständen einen nahen Bruch, wovon er seinen Hof benachrichtigt hatte, voraus sah, bemerkte, daß seine Lage in Petersburg immer mislicher würde, reisete von da ab, und lies seinen Secretär zurük, um seine Meubeln zu verkaufen. Dieser wurde während des Verkaufs nach Tomsk in Sibirien geschikt, in ein unterirdisches dunkles Gewölbe gestekt, wo man ihm seine Nahrungsmittel durch ein Loch auf einem Brette zuschob, so daß er den, der sie ihm brachte, gar nicht sehen konnte. Der englische Hof forderte ihn oft zurük, aber man antwortete beständig, der Mensch wäre todt. Als Elisabeth auf den Thron stieg, lies sie diejenigen Staatsgefangenen, welche keinen Mord begangen hatten, in Freiheit setzen, und ihnen befehlen sich vor dem Senat zu stellen. Weber's unglüklicher Sekretär erschien mit den andern. Man verhörte ihn über seinen Namen, Stand, und die Ursachen seiner Gefangenschaft; er gab also eine

schrift-

schriftliche Erklärung darüber. Als man aber dieselbe gelesen hatte, schikte man ihn nach Selenginsk, an den chinesischen Grenzen; jedoch bestimmte man ihm eine Pension von 300 Rubel zu seinem Unterhalte, unter der Bedingung, weder Feder, Dinte noch Papier zu gebrauchen, welches er eidlich angeloben mußte. Der Professor Fischer, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, sah ihn auf seiner Reise durch Selenginsk wie er von Langerweile beinahe verzehrt wurde, und schenkte ihm auf seine Bitte um ein Buch, Iselin's historisches Lexikon.

Ein österreichischer General-Auditeur, Namens Creutz, hatte dasselbe Schiksal. Der wiener Hof lies nicht nach, ihn zu reclamiren; aber man blieb in Petersburg dabei, er sei gestorben.

Unter der Zahl der Unglüklichen, welche aus sogenanten Staatsursachen, weit öftrer noch aus Has, Feigheit, Rachsucht und Raubsucht der Höflinge nach Sibirien geschikt wurden, ohne andere Hofnungen wiederzurükzukehren, als bis ihre Verfolger sie ablößten, oder Staatsursachen eine Entthronung und einige kleine Meuchelmorde nöthig machten, war auch der Graf Anton Emanuelewitsch Davier, aus Portugall gebürtig. Peter I. hatte ihn auf seiner ersten Rükreise von Holland mit nach Rusland gebracht. Dieser Fürst, der ihn bei verschiedenen Gelegenheiten mit gutem Erfolge gebraucht hatte, bewunderte seine Talente und seine Pünktlichkeit. Er ernannte ihn

zum Polizeimeister der neuen Stadt Petersburg. Bei der Armee machte Devier keine geringeren Fortschritte; er stieg bis zum Generallieutenant. Auf dieser glänzenden Stelle dachte er sich mit der Schwester des Fürsten Menzikoff zu verheirathen. Der Zustimmung der Dame gewis, glaubte er die Einwilligung des Bruders leicht zu erhalten. Aber weit gefehlt. Der stolze Menzikoff antwortete ihm: er wolle seine Schwester lieber ersäufen, als einem Menschen geben, den sein Herr in Holland als Läufer angenommen, und den er selbst noch hätte dieses Geschäft verrichten sehen. Wenn der Günstling hofte, seine Schwester an einen vornehmen Russen zu verheirathen, so ist das nicht zu bewundern; wenn er aber Devier seine Herkunft, und das Geschäft, welches er in der Jugend trieb, vorwirft, so ist das allerdings sehr auffallend. Devier lies sich auch durch ein heftiges Wort von Menzikoff nicht scheu machen. Er wartete der Schwester um desto fleissiger auf, die auch am Ende schwanger ward. Als die Zeit der Niederkunft herannahete, gieng er selbst zu Menzikoff, und hielt mit Zuversicht um dessen Schwester an. Mehr als jemals aufgebracht, rief dieser übermüthige Minister seine Leute, befahl ihnen, den Brautwerber auf die Erde zu legen, und ihm die Batoggen zu geben, welches auch geschah. Der unglükliche Devier begab sich darauf mit blutigem Rükken zum Czaar, und brachte seine Klage an. Peter besann sich einen Augenblik, lies seinen Günstling rufen, verwies ihm seine Heftigkeit, und befahl ihm sogleich seine Schwester und Devier zum Altare zu führen, und einsegnen

zu lassen. Man kann sich leicht vorstellen, daß die beiden Schwäger deswegen in der Folge nicht bessere Freunde waren. — Nach Peters I. Tode machte Menzikoff vermöge Ansehens, welches er bei der Kaiserin Katharina besas, Ansprüche auf das Herzogthum Kurland, und brachte durch sein übermüthiges Betragen die verwitwete Herzogin so sehr auf, daß sie von der Kaiserin Genugthuung verlangte, die ihr dieselbe auch nicht abschlagen konnte. Es wurde eine Kommission niedergesezt, Menzikoffs Betragen zu untersuchen. In dieser Kommission präsidirte sein geschworner Feind Devier. Der Bericht, den dieser von der Sache abfaßte, versezte den Günstling in einen solchen Zorn, daß er den Untergang des Referenten beschlos. Als er den Tod der Kaiserin herannähern sah, nahm er solche Maasregeln, daß ihm die Zügel der Regierung unter dem jungen Thronerben in die Hände fallen mußten, und behielt sich eine ausgezeichnete Rache an seine Feinden vor. Diejenigen, welche sich vereinigt hatten, ihn von der Regierung auszuschließen, wurden nach dem Tode der Kaiserin von ihm angeklagt, nemlich Tolstoi, Butturlin, Bissarof, Nariskin und Uschakoff, lauter Männer vom ersten Range. Man machte ihnen den Prozes unter dem Vorwande, sie hätten das von Peter I. gegebene Fundamentalgesez über die Thronfolge umstoßen wollen. Auf diesen Klagepunkt, der als erwiesen angenommen wurde, wurden sie nach dem Buchstaben des Gesetzes des Verbrechens der beleidigten Majestät für schuldig erkannt, ihrer Aemter entsezt, ihr Vermögen eingezogen und sie selbst verbannt. Devier ward mit

in

in ihren Fall hineingezogen und bekam noch obendrein die Knute. Er schmachtete tief in Sibirien in Erwartung eines Befreiers. Elisabeth wurde es ihm; sie rief ihn zurük. Aber bei seiner Rükkehr nüzte er die vernünftigen Ueberlegungen, die er anzustellen Gelegenheit gehabt hatte, und zog ein ruhiges Leben dem Strudel der Geschäfte vor.

Als im siebenjährigen Kriege die Kathedralkirche zu Wittenberg zerstört wurde, fehlte es sowohl der Stadt als der Universität an Mitteln, sie wieder aufzubauen. Der Kurfürst wollte (und konnte) nichts zu den Kosten hergeben. Die Mitglieder der Universität suchten also durch eine Bittschrift an die Kaiserin von Rusland Katharina II. die Erlaubnis, in den Staaten derselben eine Collekte anstellen zu dürfen, und vorzüglich in den eroberten Provinzen, wo das öffentliche Bekenntnis der lutherischen Religion sie eine beträchtliche Erndte hoffen lies. Die Bittschrift wurde mir durch ihren Landsmann Herrn Model, einen der ersten Hofapotheker, eingehändigt, mit der Bitte, sie nach bestem Vermögen zu unterstützen. Die Kaiserin lies ihnen auch durch das Justiz-Collegium einen ihren Wünschen gemäßen Befehl ausfertigen, und fügte noch eine Summe Geldes aus ihrer Chatoulle hinzu, die ich ihnen nebst einem Geschenke vom Grosfürsten überlieferte. Diese Herren von der Universität bezeugten ihre Dankbarkeit gegen die Kaiserin durch ein Diplom, welches ich derselben überreichte, in welchem sie so galant waren, Katharina II. zum Doctor und und Magister der freien Künste zu ernennen. (Doctorem atque magistram liberalium artium.)

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Drukfehler.

Seite 5 Zeile 23 lies müßte statt mußt
— 11 — 12 — Grosfürsten statt Grosherzogs

Seite 14 Zeile 7 lies Priesterthume befreiet.
— 15 — 17 — nur statt aus
— 19 — 29 — entfernt sas
— 29 — 27 — eingehändigt statt eingehändet
— 27 — 7 — sezte sie — setze ich
— 32 — 16 — keine neue
— 41 — 20 — Reihe verschiedene Herrn
— 44 — 28 — seine statt seiner
— 47 — 23 — um es — und
— 54 — 21 — Styl — Stiel
— 58 — 22 — fanden die
— 64 — 20 — weis ich
— 68 — 13 — leuchteten statt beleuchteten
— 74 — 8 — Euer statt euerre
— 78 — 22 — Könige — König
— 94 — 21 — Endes — Ende
— 118 — 7 — Blumentrost statt Blumenhorst
— 126 — 13 — dem statt den
— 149 — 12 — dieselbe Bitte

Mehrere Drukfehler und besonders die häufigen Verwechselungen des Dativ und Accusativ, durch die Vertauschung des m und n, werden die Leser selbst zu verbessern, und nicht dem Uebersezzer, sondern dem Korrektor zuzurechnen gebeten.

X 8194

bermeier
binderei
kottenbur

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schérer, Jean Benoît,

Unterhaltende und geheime Anekdoten vom russischen Hofe

Lübeck 1793

Russ. 270 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10784034-9
VD18 14695979-001